


HARVARDIANA
ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE
ACADEMIA
IN NOV ANG



Ich

Von **Heinz Tovote** erschien im gleichen Verlage:

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch. Berliner Roman. 13. Auflage.
Mutter! Roman. 7. Auflage.
Frühlingssturm. Berliner Liebesroman. 8. Auflage.
Das Ende vom Liede. Roman. 10. Auflage.

Der Erbe. Roman. 7. Auflage.

Fallobst. Wurmstichige Geschichten. 9. Auflage.
Ich. Nervöse Novellen. 11. Auflage.
Heimliche Liebe. Novellen. 16. Auflage.
Heißes Blut. Novellen. 11. Auflage.
Abschied. Novellen. 9. Auflage.

Yvette, von Guy de Maupassant. **Uebersetzung.** 6. Auflage.



Heinz Tovote

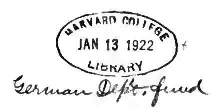
Ich

Nervöse Novellen

Elfte Auflage



Berlin W
F. Fontane & Co.
1899


HARVARD COLLEGE
JAN 13 1922
LIBRARY
German Dept. fund

Meinem lieben Freunde

Dr. **Hans Graeven**

Istituto archeologico Germanico.
Rom.

Lieber Hans!

Schade, daß ich Dein Gesicht nicht sehen kann, das Du machen wirst, wenn Du ahnungslos dies Büchlein öffnest und Deinen Namen an der Spitze desselben geschrieben findest. Ich bin schon lange mit dem Gedanken umgegangen, Dir einen kleinen äußern Beweis meiner Freundschaft zu geben, und so darfst Du nicht böse sein, wenn ich Deinen Namen aus der beschaulichstillen Arbeit Deiner archäologischen Forschungen reiße, und Dir auf Deinem tarpejischen Felsen den Wind des Nordens ein wenig um die Nase wehen lasse.

Nimm diesen kleinen Novellenband mit dem Dir vielleicht seltsam scheinenden Titel: „Ich" freundlich an.

Glaube nicht, wie ein Bekannter meinte, als ich ihm von dem Titel sprach, in diesen Blättern etwa biographisches zu finden — eine derartige Selbstgefälligkeit wirst Du mir nicht zutrauen. — Du kennst mich auch zur Genüge, um beurteilen zu können, wann etwa ich mir einen Maskenscherz erlaubt habe, und eine selbsterlebte Geschichte mir umständlich von einem andern erzählen lasse.

Ich habe mir die meisten berichten lassen, und das einzige, was ich dazu gegeben habe, ist das leichte Florgewand der künstlerischen Form.

Du weißt, daß ich mich gut auf die Kunst verstehe, zuzuhören, und wie selbst verschlossene Menschen im Geplauder mit mir aus sich herausgehen. Das ist mein besonderes Glück; und daher ist mir kaum ein Mensch begegnet, der mir nicht ganz unbewußt das Motiv zu einer kleinen Novelle geliefert hätte.

Auf Leute, die mir mit dem Anfange kommen: „Da muß ich Ihnen ein Erlebnis erzählen, das Sie mal schildern können" — auf die gebe ich nichts; denn mein Mißtrauen ist zu leicht

geweckt, und auf so unsichere Gesellen verlasse ich mich nicht.

Nur was ich gelegentlich sehe und höre, ein vom Treppenwitz ungefälschtes Ereignis kann mir dienen; und eigentlich sind die besten Erzähler für mich die Frauen, denen ich einmal ein eigenes Bändchen widmen werde, denn sie erzählen fast nie das Factum, sondern immer viele Nebendinge, Begleiterscheinungen, die mir aber höchst wertvoll sind und geradezu alles geben, während mit einem einfachen präcisen Factum, mit dem Gerippe eines Erlebnisses, dem Polizeibericht, künstlerisch schwer etwas zu beginnen ist. —

Wie fast ein jeder Deutscher einmal ein Gedicht verbrochen hat, so findet sich im Leben der meisten Menschen irgend ein Ereignis, das Bedeutung für sie hat; die wenigsten sprechen je darüber, aber bei vielen kommt die Stunde, wo sie aus sich herausgehen, und häufig bin ich das Sonntagskind gewesen, das im rechten Augenblicke zur Hand war, um das Bekenntnis zu hören.

Ich habe einige dieser Geschichten, und zwar durchgehends solche äußerst nervös beanlagter Naturen, in dem folgenden Bande gesammelt, und da ich in allen die Ich-Form der Erzählung bei-

behalten habe, gab ich dem Buche eben den Titel: Ich.

Ich hätte weit größere Lust Dir mein eigenes Ich nach Rom zu senden, allein Du mußt Dich noch ein klein wenig gedulden und Dich inzwischen damit begnügen, dieses hoffentlich interessantere, papierne Ich freundlichst anzunehmen als ein kleines Zeichen der treuen Freundschaft

Deines

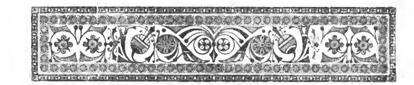
Dich bestens grüßenden

Heinz.

Berlin, Januar 1892.

Die Tote





Schwerfällig, mühsam arbeitete sich das Dampfboot den hochgehenden Fluß hinauf. Ein feiner, kühler Abendnebel strich langsam über den dunklen Strom. Auf dem Verdecke war nur der Steuermann auf der Brücke und ein Matrose beim Schornstein, außer uns beiden, die wir der Abendkühle trotzten.

Zu beiden Seiten des Flusses weithin dehnte sich die einförmig ebene Landschaft.

Nur hie und da, hart am Wasser, ein einzelnes kleines Häuschen mit ein paar Bäumen, und in der Ferne einige Häusermassen, die man bei der rasch einfallenden Dämmerung nur mehr an den gelben Lichtfunken der Fenster erkennen konnte.

Die leichtgerötete Scheibe des Halbmondes hing wie hinter einem nassen grauen Vorhang, trübe und dunstig.

Wir hatten uns auf einer der vorderen Seitenbänke niedergelassen, und sahen schweigend auf das langsam sich vorbeischiebende Ufer.

In der Ferne vor uns am Himmel der rötliche Lichtschein der Stadt, der wir zustrebten.

Das Ufer wurde belebter, einzelne Häuser näher zusammen gedrängt, ein niederer bewaldeter Hügel, der eine Zeit lang die Landschaft verdeckte, die schon geheimnisvoll im Schatten der Nacht lag.

Eine Brücke vor uns, wie ein gerader schwarzer Strich.

Der Dampfer fährt langsam und der Matrose läßt den Schornstein auf das Deck kippen . . . dann geht es mit der alten Geschwindigkeit durch einen Vorort, und nun zu beiden Seiten wieder Felder und Wiesen. —

Plötzlich bei einer Flußbiegung steigt es vor uns auf, drohend, eine mächtige Steinmasse; Türme und hohe Mauern, trostlos und erschreckend, — das Gefängnis. —

Das Gebäude steht hart am Flusse, so daß das Wasser den Fuß der Mauern umspült, mit dumpfem, eintönig gurgelndem Laute.

Und nun diese Reihen kleiner, vergitterter Fenster, vier Reihen eng über einander, jedes dieser Fenster eine schwache, von schwarzen Linien durchkreuzte Lichtfläche. und hinter jedem dieser von weitem wie Spinnweb aussehenden Eisengitter vegetiert in der trüben, lichtleeren Gefängnisluft ein Mensch.

Ein gefangener Mensch! —

Er sieht nichts mehr von der Welt, er hört nur das Wasser in der Nacht raunen und rauschen; sein Mund öffnet sich nur, um die ihm mit jedem Tage mehr zum Ekel werdende Gefangenenkost hinunterzuwürgen, diese Garküchenspeise, die keinen Geschmack hat, die wie Waschdunst riecht, und über die er endlich doch herfällt, weil sich ihm der Magen umkehrt vor Hunger und Widerwillen.

Da hocken sie, die Verbrecher, zwischen vier kahlen Wänden, die ihre enge, wesenlose Welt begrenzen, ohne daß sie je ein lächelndes Menschenantlitz erblicken, nur zuweilen, mit jähem Schreck, die kalten, forschenden Augen des Schließers, der argwöhnisch durch das Guckloch der Thür in ihre Zelle späht.

Nur auf Minuten sehen sie den Himmel über

sich und dürfen Luft schöpfen; aber die Luft des Gefangenhofes, umschlossen von unerklimmbaren Mauern; wo sie nichts sehen als ein paar Wesen, die gleich ihnen zur Strafe hier eingepfercht sind in den roten Ziegelhaufen! —

Der Gedanke einzig hält sie aufrecht, daß sich einmal die schweren, eisernen Thore öffnen werden, um sie hinauszuwerfen in's Sonnenlicht, in das Licht der Sonne, das dann ihren Augen so weh thun wird, daß sie sich nicht mehr zurecht finden in der ihnen fremd gewordenen Welt.

Die Uhr des Gefängnisses schlägt, langsam mit schrill verhallenden Klängen. — Wieder eine Stunde! ...

Und mir ist, als hörte ich all die hundert eingekerkerten Wesen hinter den dunklen Mauern, wie befreit von einem Alp, aufseufzen: Wieder eine Stunde vorbei! ...

Es war aber nur mein Begleiter neben mir gewesen, der die Augen nicht ließ von den vergitterten Fenstern; sich abwandte mit plötzlicher Bewegung, als wolle er mir etwas verbergen, — dann aber, nach einer Weile, sah er mich wieder ganz ruhig an, und nickte mir zu.

Wir hatten uns draußen bei einem Freunde vor einigen Wochen kennen gelernt, zufällig, und heute ebenso

zufällig waren wir uns bei ihm wieder begegnet und fuhren nun gemeinsam nach der Stadt zurück.

Mir war der Assessor schon vorher bekannt gewesen, wie den meisten in der Stadt, weil er ohne ersichtlichen Grund ganz plötzlich seinen Beruf aufgegeben hatte.

Er war aus dem früheren lustigen Freundeskreise herausgetreten, ließ seinen Familienverkehr, trotzdem er ein Kind der Stadt war, völlig eingehen und fing an, ein einsamer Mensch zu werden, den man nur selten mehr zu sehen bekam.

Wir hatten an dem Tage viel von Menschen und Menschenschicksal geplaudert; vieles und trauriges, und so kam es wohl, daß er mir seine einfache Geschichte erzählte, im Dunkel, während wir uns an die Brüstung des Dampfers lehnten und auf das Wasser starrten, das glucksend den vorwärts drängenden Rumpf des Schiffes umrauschte, indeß wir uns mehr und mehr der Stadt näherten, die im roten Dunstschleier geheimnisvoll vor uns lag.

Er sprach in die Nacht hinein, als ob er das alles nicht mir erzähle, sondern sich selbst — gleich als ob ich gar nicht neben ihm saß, still und regungslos . . .

* * *

— Sie haben sich gewiß schon gefragt, ich weiß es nebenbei von unserem Freunde, weshalb ich meine Jurisprudenz an den Nagel gehängt habe.

Um was anders als um eine Frau; ein Mädchen, natürlich! . . .

Es sind zwei Jahre her, als ich ihr zum ersten Male begegnete, in lustiger Gesellschaft, als der Freundin eines meiner Bekannten.

Es ist ein altes Leid, nicht hinwegzutilgen, daß wir — ich meine alle Menschen aus unseren Kreisen — so selten der erste sind bei einem Mädchen, und fast nie der letzte, fast niemals . . .

Ich weiß noch genau, welch einen seltsamen Eindruck sie an dem Abend auf mich machte. Ich war ganz in Unruhe.

Und immerwährend verfolgten mich ihre grauen Augen, immer glaubte ich sie vor mir zu sehen, von den feinen, dunklen Wimpern umschattet, die dem schmalen Gesichte eine so unendliche Anmut verliehen, etwas so kindlich liebes.

Ich sah sie wieder, — und mit jedem Male verketteten wir uns mehr . . .

Es zog sich noch einige Wochen hin — dann wurde sie ganz mein. —

Es kann keine Zeit geben, wo ich zufriedener war, als in jenen Tagen unserer Liebe.

Das ist das gefährliche für uns Männer, daß während eine Frau entweder mit dem Herzen oder dem Verstande oder nur den Sinnen liebt, wir Männer gar oft mit allem lieben, was wir haben; daß wir, ohne zu bedenken, uns ganz wegwerfen, daß wir die ganze aufgespeicherte Fülle von Herz und Gemüt, die in unserem Alltagsleben keinen Platz findet, in diesen Stunden des Alleinseins mit dem Wesen, das uns der Zufall mehr als unsere Wahl in die Arme gelegt hat, verschwenden und vergeuden.

Vergeuden! — nur man selbst glaubt nie daran, daß das Mädchen es so selten wert ist; weil man eben alles in sie hineinträgt, was man begehrt; weil man sich immer und oft mit vollem Bewußtsein täuscht; und doch verdient es keine einzige — aber auch keine . . .

Damals lagen mir solche Gedanken noch fern; — und jede Stunde, die ich der Welt, in der ich sonst gelebt, abringen konnte, widmete ich meinem Lieb.

Sie war still und bescheiden, wenn wir allein waren; von ruhiger, herziger Heiterkeit mit den anderen.

Niemals in den vielen Monaten, die wir zusammen lebten, habe ich ein unschönes Wort von ihr gehört, nie eine Bewegung gesehen, die nicht von Feinheit und Anmut zeugte, und niemals auch duldete sie, daß ich im geringsten mich gehen ließ.

Oft und lange grübelte ich darüber, wie das wohl kommen mochte, da sie aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen war, da sie — ich vermochte es mir nicht zu verhehlen, wenn ich es mir auch nie recht vorstellen konnte, noch wollte — eine Vergangenheit hinter sich hatte.

Aber ich hütete mich — ich hatte beinah Furcht, je etwas von ihrem früheren Leben zu erfahren; ich wußte nur, daß sie nach dem Tode ihrer Mutter eine Zeit lang Verkäuferin gewesen war. Von jeder Nachforschung aber hielt mich jene instinktive Furcht ab, die nur zu sehr berechtigt ist, immer und wieder.

So täuscht man sich, — so lügt man sich etwas vor, bis man es selbst glaubt, — und wenn endlich der Augenblick kommt, daß diese hohle Selbstlüge in sich zusammen-

bricht, klagt man nicht sich selbst an, sondern giebt stets den anderen, die es doch nicht verdient haben, die Schuld....

* * *

Einmal, im müden Hochsommer, ging ich im Abenddämmern mit ihr an der hohen Gefängnismauer vorüber.

Ich fühlte, wie ihr Arm in meinem schauderte, und zum ersten Male überkam auch mich eine Art Grauen.

Ich zog sie schneller fort, damit wir die kahlen, hohen Mauern nicht mehr zu sehen brauchten. Das war nichts für sie. —

Wir hatten einen herrlichen Spaziergang gemacht, weit außerhalb der Stadt, die Brust erfüllt von Frohgefühl und glücklicher Zufriedenheit.

Zum Unglück fuhr gerade ein Wagen in das Thor, die Gitterthür fiel schwer zu, und wir mußten sehen, wie die Gefangenen ausstiegen, einer nach dem anderen, in der grauen Sträflingskleidung, die sie von allen anderen Menschen absondert. . . .

Und neben mir rauschte ihr knisterndes Kleid, ihre feine schmale Hand krampfte sich in die Falten meines Ärmels, und als ich sie begütigend ansah, begeg-

nete ich einem Blicke, so voll hilfloser Angst, wie ich ihn selten in einem Menschenantlitze gesehen, niemals in einem lieblicheren Gesichte.

Ihre Stimme bebte, als sie es sagte, dieses eine Wort, das mir mit einem Schlage zur Erkenntnis rief, zu was für einer Strafe wir die Schuldigen verurteilen: Die armen Menschen! . . .

Das Wort ging mir durch und durch.

Die armen Menschen! —

Es dauerte Tage und Wochen, bis ich die Scene wieder vergaß. —

Dann kam der Winter . . . und eines Tages legte sie sich hin, und begann zu fiebern.

Niemals habe ich sie lieblicher gesehen, — nie habe ich sie so von ganzem Herzen geliebt, — hatte ich so das volle Gefühl, daß sie mir und ich ihr gehörte, als in dieser Zeit ihrer Krankheit.

Ich wich nicht von ihrem Krankenbette, keine Minute; allein es half nichts . . .

Eines Nachts, während ich von Sorgen getrieben bei ihr wachte, in dem nur von einem Nachtlämpchen scheu durchdämmerten Gemache, und ihre abgezehrte Hand in

der meinen hielt, als wollte ich sie festhalten für alle Zeit . . . kam der Tod, und nahm sie mir.

Dann ging ich umher als sei die Welt mit all ihren Freuden unter mir versunken; und wenn ich vor mich blickte, sah ich nur eine grenzenlose, öde Leere, die von nichts mehr ausgefüllt werden konnte, — eine endlose Hoffnungslosigkeit!

Oh diese grausamen Stunden, zugebracht in den alten Räumen, inmitten all der Sachen, in denen sie gelebt; die mich immerwährend an sie erinnerten! — Die Stickerei dort auf dem kleinen Tischchen am Fenster, von dem aus sie mir immer lächelnd zunickte, wenn ich heimkam — ein Geburtstagsgeschenk für mich, das nun nie fertig wurde. Die Nadel mit dem feinen Seidenfaden stak noch in der Leinwand.

Und ich hatte nicht den Mut, das alles fortzuschaffen, weil es in mir die Illusion wach hielt, als sei sie nur gegangen und kehre wieder, vielleicht schon im nächsten Augenblicke. — Thörichte Hoffnungen und Träume, thöricht wie alles im Leben.

So lebte ich ein Leben der Erinnerungen, einzig beschäftigt mit dem Andenken an mein gestorbenes Glück.

Und durch diesen Kultus gewann das Bild von ihr täglich mehr an Feinheit und Güte, bis alle irdischen Schlacken abfielen, daß alles sich auflöste in eine fast berauschende Stimmung der Wehmut.

Aber plötzlich — ohne daß ich recht zur Besinnung kommen konnte — ward mir das alles erbarmungslos in den Kot getreten. Es war, als ob dieses liebe, blasse Gesicht sich zu einer erschreckenden, häßlichen Fratze verzerrte. — —

Ich hatte in einem Prozeß alte Akten einzusehen, die als Beweismittel herangezogen werden sollten.

Es hatte sich um den fast systematischen Ladendiebstahl der Verkäuferinnen eines großen Weißwarengeschäftes gehandelt, und da — da unter den anderen fand ich ihren Namen . . .

Ich forschte weiter, und es blieb kein Zweifel.

Kein Zweifel mehr! . . .

Vier Monate — vier lange, gräßliche Monate hatte sie im Gefängnis gesessen, dieses Mädchen, an das ich geglaubt, das ich so scheu geküßt, das ich fast angebetet hatte; länger als ein Jahr quälte ich mich mit dem Schmerze, sie verloren zu haben. Ich sah in ihr etwas

so reines, keusches fast, das fern war von allem bösen, und nun . . .

Dieses Mädchen mit dem schmalen, blassen Gesichte, dieser feinen weichen Haut, dieser ruhigen Vornehmheit, mit ihrem stillen, tiefinnerlichen Empfinden, mit diesen unschuldigen Kinderaugen hatte Monate zugebracht hinter den eisernen Gitterstäben des Gefängnisses. —

Und da hörte ich wieder den weichen Klang ihrer bebenden Stimme von jenem Abend, als wir am Gefängnisse hingingen, — ich sah wieder ihre hilflos flehenden Augen, die ich so oft geküßt hatte . . . und jener herzzerreißende Ton zitterte wieder durch meine Brust: Die armen Menschen! . . .

* * *

Er schwieg — und sah über Bord, auf das dunkel flutende Wasser. Wir hörten das heftige Stoßen der Maschine, fortwährend schlug die Glocke jetzt mit grellem Geklingel warnend an, weil wir in die Stadt einfuhren

Eine breite, grelle Lichtflut — dann schiebt sich der Koloß des Schiffes unter der schwarzen Wölbung einer Brücke durch, über die Wagen hinter Wagen endlos rollen, und eine hastende Menschenmenge sich drängend schiebt.

Wir sind mitten in der Stadt. Ein breiter Uferquai, mit hunderten von flackernden Lichtern besetzt.

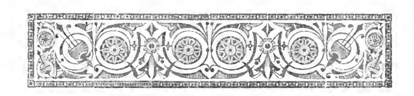
Leben überall, . . . hastend frohes Leben.

Der Dampfer fährt langsam, — eine scharfe Biegung des Flusses, die Häuser eng an das Wasser gedrängt . . . jetzt unter einer Brücke durch, — und dann mit ohrengellendem Läuten dreht sich der Dampfer schwerfällig an den Landungssteg. Die Brücke wird ans Ufer geschoben, wir steigen aus. . . .

Dann, auf dem Festlande, ohne mir die Hand zu geben, grüßt er flüchtig mit dem Hute, — ein kurzes, hastiges Gute Nacht! . . . und er eilt rasch davon, obgleich ich denselben Weg habe, wie er. —

Und so sehe ich ihn in dem immer dichter einfallenden Nebel, der die Laternen mit breiten, roten Sonnen umgiebt, verschwinden.

Handgeld



Er hatte Pinsel und Palette, weil die Nacht kam, aus der Hand gelegt und ging in dem großen Atelier auf und ab.

Dann, nachdem wir uns lange ausgeschwiegen hatten, und die Dämmerung völlig eingebrochen war, setzte er sich auf den Divan, griff lässig in die Tasche, drehte sich eine Cigarette und blies nachdenklich ein Rauchwölkchen nach dem andern zu dem großen japanischen Schirm empor, der in der Ecke des Ateliers ausgespannt war.

Und während ich mich vor dem großen, halbfertigen Bilde einer Dame im gelben Kleid, das in der Dämmerung wie ein riesenhafter Kanarienvogel aussah, thörichten Träumereien hingab — fing er plötzlich an zu sprechen, mit seiner müden, etwas verschleierten Stimme, langsam

und schleppend, indem er einzelne Säze matt ausklingen und immer die letzten Worte fallen ließ, wie etwas ganz überflüssiges, unnützes, an dem ihm selbst nichts lag.

Dabei ward es immer dunkler, so daß ich ihn in der mit hunderten von Seltsamkeiten aller Art ausgeschmückten Divanecke kaum mehr erkennen konnte. Nur den grauen Anzug und den rotglühenden sich oft bewegenden Feuerpunkt der Cigarette; und wenn er schwieg, und sich eine neue drehte, und das Hölzchen ganz im Dunkel aufflammte für einen kurzen Moment, zuckte ein Lichtschein auf, der sich aber in dem hohen Raume schon im Entstehen verlor. —

* * *

— Vor vier oder fünf Wochen — im Juni — traf ich sie wieder, als ich im ersten Dämmern durch die Friedrichstraße flanierte, mitten im Gewirre der Menschen, in Staub und Dunst.

Langsam, ohne Gedanken schlenderte ich und sah zuweilen die Menschen an, ganz achtlos.

Da stutzte ich . . .

Ein schwarzer großer Federhut — alles ganz schwarz vom Kopf bis zu den Stiefelchen.

Anfangs — vielleicht ist es ein Modell . . . dann wußte ich, daß ich das Mädchen nur ein einziges Mal gesehen hatte, einmal mit ihr zusammen gewesen war, von einem Abend kurz vor Mitternacht bis zum andern Morgen.

Ich sah, wie auch sie stutzte und lächelte — und ich blickte nach ihr hin.

Sie sah sich halb um und ging ganz dicht an den Rand des Trottoirs, indem sie lächelte.

Ich ging zu ihr, neben sie und griff an den Hut.

Eigentlich heißt das, ich that nur so, wie man eben so eine grüßt, nicht wie ein anderes Mädchen.

Und dabei der unangenehme Gedanke, wie mag sie doch heißen? ... Ich grüble nach — schnell ein paar Namen, Paula, — Agnes, — Marie, — aber ich finde den rechten nicht, und so lächle ich nur und frage ruhig achtlos:

— Nun, wie geht's? —

Und sie antwortet mit ihrer feinen bescheidenen Stimme — ich weiß noch, das gefiel mir gleich am besten an ihr, eine Stimme wie die eines Kindes:

— Ich danke — ganz gut! . . .

Dann, da ich nichts weiter sage, sie nach einer Weile, von der Seite:

— Wir haben uns lange nicht gesehn!

Allerdings — nein, — wir hatten uns lange nicht gesehn. Da hatte sie gewiß Recht. — Und mit einem Male fand ich nicht mehr den Mut, sie ohne weiteres stehen zu lassen.

Ihre Augen waren daran schuld, Augen — grau und frostklar, mit denen sie einen gar wunderlich ansehn konnte, und in denen etwas lag, wie eine Bitte, eine Hilflosigkeit, die fast weh that.

Ich ging neben ihr her. Sie sagte zuweilen etwas, auf das ich antwortete, und so kamen wir zu den Linden.

Eigentlich sah sie ganz nett aus, und wir gingen zu Bauer hinauf, wo wir uns auf den Balkon setzten und auf das Gewühl unter uns blickten, während sie an einem Eiscafé sog.

Das hatte sie inzwischen gelernt — doch nein, das konnte sie wohl schon an jenem Abend, als wir auch im Café waren, damals im Februar.

Mit Bob war ich ausgewesen, durch alte Lokale, und

in einem hatten wir ein Mädchen gefunden, das wir beide kannten. — Die sah aus! . . .

Wir wollten uns den Eindruck verwischen und fuhren zur Schumannstraße, zu Emberg, neben dem Deutschen Theater; weil wir beide noch nie gesehen hatten, wie man dort tanzt.

Es war Sonntag und wir wußten sonst nicht, was wir anfangen sollten.

Wir zahlten, gaben Garderobe ab und traten in den Saal ein, erst durch die Vorderzimmer, alles voll häßlicher Weiber — dann eine breite Estrade, überall ledige Mädchen, und immer häßlichere.

Eine breite Treppe führte in den Saal, und drunten trotz der Kronleuchter in halber Dämmerung ein tanzendes schwarzes Gewühl.

Wie traurig das war — unsagbar traurig. Da drunten wurde viel getanzt, aber kein Laut der Fröhlichkeit — im scheinbaren Vergnügen ein grausamer Stumpfsinn.

Und dieser Stumpfsinn lag auf allen Gesichtern. Weshalb nur kam man hierher, wenn man nicht lustig sein wollte, fragten wir uns.

Die Weiber meist Confectioneusen, Nähmädchen und Dienstmädchen, denen man es an den Händen und den roten Armen ansah, und ein paar andere, mit so gemeinen Gesichtern, daß man erschrecken konnte. Diese tanzten nicht — völlig blasiert.

Die anderen ließen sich willenlos von irgend jemand in den Arm nehmen und durch den Saal drehen, wie Puppen.

Jede Lust zum Tanzen war uns vergangen — unser vorher so lebhaftes Geplauder geriet ins Stocken in dieser dumpfigen, trüben Atmosphäre, in diesem hohen Saale, in dem die beiden Kronleuchter wie verloren im dunklen Raume schwammen, ohne daß ihr schwefelgelbes Licht bis an die schmutzigen einst in Gold gemalten Wände dringen konnte.

Und über alledem schwer eine Wolke von Bierdunst, von Cigarrenrauch und ein Gemisch von schlechtem abgestandenem Parfüm und Menschenschweiß.

Dazwischen kreischte das kleine, acht Mann starke Orchester in einem fort, bald einen öden Walzer, eine Polka, dann eine Kreuzpolka, einen Rheinländer, bei dem jeder einen andern Tanz versuchte und zwischendurch immer

die Stimme des Tanzmeisters, eine heisere, abgeschrieene Stimme, eintönig, schrill. —

Endlich eine längere Pause!

Wir saßen dicht an der Ballustrade, so daß wir den ganzen Saal übersehen konnten.

Ich betrachtete mir die Mädchen, die in unserer Nähe sich befanden. Die meisten saßen ringsum bei einem Glase Bier, oder an den Wänden des Saales. Viele stehen wartend müßig umher.

An dem Treppenpfosten lehnt eine, die mir schon vorher aufgefallen ist, ein Mädchen, nicht groß, durchaus nicht schön, etwa zwanzig Jahre alt.

Ein einfaches graues Kleid mit breitem, schwarzen Bande eingefaßt, und was mir auffiel: das Kleid ganz modern, eng anschließend wie ein Reitkleid, ohne jede Tournüre.

Das Mädchen hatte mehrmals zu uns herüber gesehen. Sie war nicht hübsch, — wenn sie einen gerade ansah, fast häßlich, weil ihre Augen klein waren, graue Augen mit spärlichen Augenwimpern. Und dann war sie sehr unglücklich frisiert. Sie hatte offenbar selbst versucht, sich eine künstliche Frisur zu machen, und

bei dem wenigen Haar war es ihr durchaus nicht geglückt.

Trotzdem lag in ihrem Wesen etwas, das sie auffallen ließ — das sie von den andern unterschied.

All die anderen schienen sich hier wohl zu fühlen. Schon durch ihre Kleidung stach diese ab, es war wie ein schüchternes Streben nach etwas besseren, und auf dem bleichen Gesichte mit den schmalen blutleeren Lippen irrte diese vage Sehnsucht deutlich umher.

Ich sah zu ihr hinüber, lange, bis sie es merkte. Sie kam etwas näher und setzte sich an unsern Tisch, ganz bescheiden an die eine Seite, daß ein Stuhl zwischen uns frei blieb, und in ihrer bescheidenen Weise fragte sie:

— Es ist Ihnen doch nicht unangenehm, daß ich hier sitze? —

Wir ließen ihr ein Glas Bier kommen, und so fing allmählich ein Gespräch an und sie erzählte, daß sie großen Durst gehabt habe, aber nur noch zwanzig Pfennig im Vermögen.

Sie sollte etwas essen — aber sie wollte nicht. Sie habe zu Haus gegessen, und so spät könne sie überhaupt nichts mehr essen.

Wir ließen sie also —

Jetzt fällt mir auch wieder ein, wie sie hieß: — aber ich weiß nicht mehr und wußte auch, als ich sie wiedertraf nicht, ob sie Magda oder Marta hieß.

Ich hatte sie von Anfang an geduzt, ohne zu wissen, wie das kam — während sie stets bei dem Sie blieb. Es schien alles ganz natürlich.

Sie hatte eine kleine schmale Hand, nur die Finger vorn etwas schwarz und zerstochen. Also eine Näherin. An der linken trug sie einen schmalen abgenutzten Goldring mit einem blassen Perlchen. Der arme Reif war ihr zu groß, und man sah gleich, daß es kein Liebesgeschenk war. Sie merkte, daß ich auf den Ring sah, und wie zur Erklärung sagte sie leise:

— Von mein' Mutterchen . . .

Ich fragte. — Sie war aus Erfurt, ihre Eltern waren Gartenleute. Sie selbst seit drei Monaten in Berlin und in einer Mäntelfabrik der Linienstraße, dort wohnte sie auch ganz in der Nähe.

Bob natürlich als eifriger Nationalökonom ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, Forschungen anzustellen.

Sie arbeiteten jetzt im Winter von morgens neun

Uhr bis eins, und dann von zwei bis acht. Meist nahmen sie auch noch Arbeit mit nach Hause, und so verdienten sie, wenn sie sehr fleißig und geschickt waren 1 Mark 20 bis 1 Mark 60. —

Der Sonntag war ihr einziges Vergnügen. Sie hatte bis drei geschlafen, und war spazieren gegangen bis sechs Uhr. Dann hatte sie zu Haus gegessen und war hierher gekommen. —

Die Pause war zu Ende und im Saale wurde wieder getanzt.

Eine Française ging vorzeitig zu Ende. Eine unendliche Verwirrung, denn niemand konnte sie tanzen, und anfangs hatten sich nur acht oder zehn Paare aufgestellt. Man rief allgemein: Walzer! — — Walzer! —

Endlich rief auch die heisere Stimme des Tanzmeisters den müden Musikanten Walzer zu.

— Wenn du tanzen willst . . . du brauchst dich nicht zu genieren . . .

Sie war die ganze Zeit bei uns sitzen geblieben, und hatte sich kaum ein paarmal umgedreht.

Sie sah mich mit einem bittenden Blicke an, und sagte:

— Ich soll wohl fortgehen?

— Nein, gewiß nicht, konnte ich versichern. Du siehst doch, daß ich ganz gern mit dir schwatze.

Ihre beiden Hände hatte sie auf dem Tische, und ich legte die meine, um meine Worte zu bekräftigen, darauf, und sie nahm meine Hand und preßte sie, wie zum Danke.

Dann stießen wir mit den frischgefüllten Gläsern an.

Nach einer Weile fragte sie:

— Weshalb tanzen Sie denn gar nicht?

— Ich habe keine Lust. Aber laß dich nicht abhalten. — Bitte, tanz' einmal. Ich möchte dich gern tanzen sehen.

Sie stand auf, wie gehorsam, und ging in den Saal hinunter.

Nach einer Weile sah ich das graue Kleid. Sie tanzte gut; wie es schien, sehr leicht mit ihrer schlanken schmiegsamen Gestalt.

Sie tanzte ein paarmal im Saale herum, dann ließ sie ihren Tänzer stehen und kam wieder zu uns. Ihr Gesicht war leicht gerötet und das stand ihr gut.

Eine Freundin von ihr kam mit an unsern Tisch, ein

harmloses Mädchen, das furchtbar gebildet redete, ein Buchdeutsch wie aus einem alten Romane.

Mein Bekannter tanzte mit dem Mädchen. Wir saßen allein, und ich schämte mich, so stolz zu thun.

— Wollen wir einmal zusammen tanzen?

— Wirklich? fragte sie.

— Warum nicht.

Ich gab ihr den Arm, aber als wir drunten im Saale waren, ging der Tanz gerade zu Ende und wir stellten uns unter die anderen und warteten.

Dann kam ein Walzer.

Sie tanzte so leicht, daß ich kaum fühlte, wie ich jemanden im Arm hielt. Deshalb umfaßte ich sie fester, meine Hand griff um ihre Taille herum und ich zog sie enger an mich.

Ich habe selten so gut mit einem Mädchen getanzt. Sie verstand es sich hinzugeben und sich anzuschmiegen. Ich fühlte sie ganz, von den Schultern bis zu den Knieen, die sich ganz leise, fast unmerklich an meinen streiften.

Es lag etwas so ungemein sympathisches in diesem Anlehnen, und sie gab sich mir ganz hin. Ich sah, wie sie die Augen schloß und den Kopf gegen meine Schulter

neigte, und dann mitten im Tanze zuckte sie einmal wie nervös zusammen, und im nächsten Augenblick sah sie auf, aber wie verwirrt blickte sie wieder seitwärts.

Dann ging der Tanz zu Ende. — Den folgenden Walzer tanzten wir wieder zusammen.

— So habe ich noch nie getanzt, sagte sie.

Ich lächelte nur etwas ironisch.

Wir saßen wieder vor unserem Bier und schwatzten. Sie faßte nach dem Halse, und rief plötzlich:

— Ach — wo ist denn meine Brosche? —

Sie tastete an sich herum, die Brosche war fort.

— Wie sah sie denn aus? —

— Es war ein Kaiser Friedrich — ein Zweimarkstück; ach Gott, die muß ich eben verloren haben.

Natürlich — das mußte mir auch gleich wieder passieren. Weshalb war ich so gutmütig gewesen und hatte mit ihr getanzt.

— Beruhige dich nur, du hast das Ding doch vorher noch gehabt. Also muß es im Saale sein.

— Wenn das wer gefunden hat, sagte das andere Mädchen, giebt er es gewiß nicht wieder her.

— Hilf mir mal mit suchen, bat Marta ihre Freundin.

Ich ging auch in den Saal hinunter.

Sie fragte herum. — Mir war die Geschichte unangenehm und ich ging bald an den Tisch zurück.

Da kam sie auch, setzte sich hin und weinte.

Gott, sie konnte ja ein neues kriegen — das war doch nicht schlimm, dafür sorgte ich schon.

Sie schnuckelte weiter:

— Es ist ja nicht an dem. — Es war ja ein — ein Geschenk — ach Gott — daß ich das aber auch verlieren muß.

— Wir wollen es ausrufen lassen.

Ich ging zu dem Tanzmeister, und in der nächsten Pause rief er aus:

— Eine — Brosche — verloren gegangen — ein Zweimarkstück — mit Kaiser — Friederich . . .

Und dann setzte er hinzu, was ich ihm erst nochmal sagen mußte:

— Der Finder kriegt — fünf Mark — Belohnung.

Er hatte das alles mit seiner näselnden Stimme so gerufen, daß kein Mensch ihn verstanden hatte.

Dann aber verbreitete sich das Gerücht im Saale, und nun suchten sie aller Orten.

Marta war herabgekommen und suchte mit. Ich stand auf der Treppe. Mit einem Male kommt sie auf mich zugeflogen, fast jubelnd.

— Nun, hast du es gefunden?

— Ja — ach Gott — ich bin so froh!

— Wer hatte es denn?

— Ein ganz junges Ding, so ein Mädchen vom Lande — sie hat ganz rote Backen. —

— Dann such sie nur, und giebt ihr das. —

Sie kam gleich wieder an den Tisch zurück mit dem Gelde. Das Mädchen wollte nichts annehmen.

Also ein ehrliches Mädchen dazwischen, dachte ich bei mir. Nun sollte sie es gerade haben.

Ich schickte Marta wieder fort, aber vergebens. — Sie wollte auch nicht zu uns kommen.

Dann schickten wir ihr durch den Kellner ein Glas Limonade. Das nahm sie endlich an.

— Jetzt muß ich aber noch mal tanzen, ich bin ja so glücklich.

— Steck' das Ding jetzt nur fest.

— O, gewiß.

Wir tanzten leidenschaftlicher als zuvor. Sie preßte ihr Gesicht fest gegen meine Schulter, und sagte dann plötzlich:

— Wie wunderschön das Tuch riecht.

— Was? — Ach soo . . .

Ich nahm das kleine seidene Tuch aus der Brusttasche als wir wieder am Tische saßen, und sie vergrub ihr Gesicht förmlich hinein, und sog den feinen, ihr unbekannten Duft ein, lange, als wolle sie sich daran völlig berauschen.

— Ach wie schön — bitte bitte — schenken Sie mir das? — eine Erinnerung an diesen Abend — ja!

— Meinetwegen, sagte ich lachend.

Sie faltete das Tuch sorgfältig zusammen und steckte es unter den Saum ihrer Taille, aber alle Augenblicke führte sie es wieder an die Nase.

Es fing an, öde zu werden. Das Bier wurde mit jedem Glase schlechter, und es war inzwischen halb eins geworden.

— Wir gehen wohl, fragte ich meinen Begleiter.

— Ja, — ich bin müde.

— Ich auch, also gehn wir.

Marta hatte mich angesehn, als ich das sagte. Ich war unschlüssig, was ich mit ihr machen sollte.

— Schon halb eins? fragte sie.

— Gehst du auch, fragte ich.

Sie nickte, und wir holten unsere Garderobe.

Ich half ihr in das schwarze Jackett, sie setzte den kleinen, sie ganz nett kleidenden Hut auf, und wir gingen zu dreien der Friedrichstraße zu.

Da ich eigentlich keine Lust hatte, länger mit ihr zusammen zu sein, die Entscheidung aber ihrem Belieben überlassen wollte, schlug ich vor, noch in die Kaiserkrone zu gehen.

Unser Begleiter ging vorauf, weil das Trottoir nicht eben breit war. Sie hatte sich fest in meinen Arm gehängt und schmiegte sich an.

Dann hob sie den Kopf, sah mich von unten herauf an mit den Augen eines bittenden Kindes, und legte den Kopf ganz leicht, scheu an meine Schulter, und ich fühlte jene feine Wärme, jenen zitternden Hauch von ihr ausgehen, — Liebessehnsucht.

Plötzlich preßte sie ihre Lippen fest auf meinen Arm, daß ich vorwurfsvoll ausbrach:

— Aber Kind, was ist denn? —

— Laß mich doch! . . .

Wir blieben eine Viertelstunde im Café, und sie löffelte an einer Chokolade. Einmal, als Bob flüchtig fort sah — wir saßen in einer Ecke, unbeobachtet — küßte sie schnell und fast fieberhaft meine Hand.

Sie mußte wohl verliebt sein, und es schlich bei mir etwas wie Mitleid ein; und als sich die Beweise für meine Vermutung mit jedem Augenblicke mehrten, wurde ich ganz unschlüssig, was ich thun sollte.

Sie war nicht hübsch — vielleicht hätte sie der eine oder andere gar häßlich gefunden mit ihren kleinen grauen Augen, dem etwas vorstehenden Kinn und dem spärlichen, schlecht frisierten Haar.

Aber sie war hübsch gewachsen, und dann umzitterte sie jenes ungewisse vage Liebesgefühl, jenes unausgesprochene Begehren, das wider unsern Willen seinen Einfluß auf uns ausübt.

Eigentlich konnte ich sie doch nicht so ohne weiteres laufen lassen. Ich hatte den ganzen Abend mit ihr

zusammen gesessen, sie hatte sich um keinen Menschen mehr gekümmert, hatte gewiß schon daran gedacht, wie sich das lösen würde, und es mußte daher etwas geschehen.

Wenn ich zurückdachte an all die stumpfen, blöden Gesichter, die ich heut Abend gesehen hatte, an all diese häßlichen Mädchen, schien sie mir fast etwas besonderes. Sie fiel aus dem Rahmen heraus, — deshalb wohl bildete ich mir ein, daß sie besser sein könne als die übrigen.

Weshalb sollte ich sie also kränken . . . Sie konnte ja mit mir kommen. Es war ganz gleichgiltig.

Als wir aus dem Lokale traten, der Portier sein monotones: guten Abend Herr Doktor! genäselt hatte, und wir auf der Straße standen, an der Anschlagssäule, mußten wir erst unsere Schirme aufspannen, denn es fing an zu regnen, ganz fein, beinah wie Schneeregen.

— Sie gehen dort hinunter? fragte ich meinen Begleiter, indem ich nach Norden wies.

— Ja.

— Ich wohne auch da, sagte das Mädchen und sah mich an. — Ich finde schon allein, setzte sie leise hinzu.

— Und ich wohne gleich an den Linden, sagte ich lachend und bot ihr meinen Schirm und Arm.

Es zuckte etwas in ihr, eine kurze nervöse Bewegung, dann nahm sie, etwas schneller atmend meinen Arm. . . .

Wir schüttelten dem guten Bob die Hand und schritten in den Regen hinein, nachdem sie einen Wagen abgelehnt hatte; sie wollte lieber gehen.

Wir gingen wortlos neben einander hin. Sie hing sich fest ein, mit beiden Armen, und alle paar Schritt sah sie zu mir auf — aber wir sprachen fast gar nichts. Sie schien zu träumen, denn zuweilen lächelte sie, und ich wollte sie nicht stören.

So kamen wir nach Haus. Ich hatte keine Streichhölzer bei mir, ich gab ihr die Hand und wir tasteten uns im Dunkeln die Treppe zu mir hinauf, leise und vorsichtig, mehr als nötig war.

Dann, als ich Licht gemacht und sie Hut und Jackett abgelegt hatte, sah sie sich im Zimmer um. Sie mußte sich erst alles genau ansehn, vor allem die Bilder.

— Du scheinst ja nicht mehr müde zu sein.

— Nein, sagte sie, gar nicht.

Und sie vertiefte sich wieder in die Betrachtung von

Battoni's büßender Magdalena, die drüben an der Wand hängt.

— Du bist wohl ein Maler, wagte sie endlich zu fragen.

— Eigentlich wohl schon.

Endlich war sie zum Du gekommen. Es klang wie eine Erlösung.

Es dauerte noch eine ganze Weile, bis sie müde wurde.

Sie that wirklich bis zur Fassungslosigkeit verliebt, und nur eine leise Ironie meinerseits ließ das nicht ganz zur Geltung kommen. —

Als ich am andern Morgen erwachte, war es neun vorbei.

Im Atelier brannte längst das Feuer, und da ich sonst kein Langschläfer bin, machte ich mich zurecht, sah meine Briefe durch, und ging daran, einen gleich zu beantworten.

Sie schlief indessen fest weiter und wachte erst gegen zehn Uhr auf.

Als sie sah, wie spät es war, bekam sie einen Schreck.

— Ach lieber Gott! Nun komme ich aber nicht mehr ins Geschäft. Na, schadet auch nichts. Am Montag Morgen wird doch kaum etwas gethan. — Ach — und ich habe so gut geschlafen, wie selten noch.

— Na also, was willst du mehr. Wenn du noch müde bist — bleib' ruhig liegen ...

— Nein — gar nicht mehr. Ich stehe gleich auf. Du mußt aber hinausgehen.

Ich ging wieder an meinen Brief, nach einer Weile kam sie herein — sagte:

— Hast du nicht eine Haarnadel, ich habe ein paar verloren.

— So viel du haben willst. —

— Siehst du, die hast du ja auch ... du hast aber auch alles.

Ich lachte nur, weil sie ein ganz betrübtes Gesicht machte.

Dann endlich war sie fertig.

Ich schellte, — das Mädchen kam, und wir setzten uns an den Kaffeetisch.

Es schien ihr gut zu schmecken.

— Weißt du, so guten Kaffee kriege ich nie, und

denn blos immer 'ne trockne Schrippe. Ich wollte, ich könnte auch immer frische Butter haben.

Als wir fertig mit Essen waren:

— Muß ich gleich gehn? — ich störe dich wohl.

— Nein, bis elf kannst du bleiben, wenn's dir Spaß macht, dann wird aber wohl Besuch kommen.

Es klopft. Sie huscht ins Schlafzimmer.

Es ist nur der Briefträger mit einer Karte. —

Sie schnüffelt an den Bildern herum, die im Atelier stehen.

— Was du für viele hübsche Mädchen da stehen hast. Wer ist denn das, diese Photographie? —

— Das — ach Gott — Bekannte — Cousinen und so was . . .

— Ach die ist wunderhübsch . . . Ich wollte, ich wäre auch hübsch . . .

Langes Stillschweigen. —

Dann stöbert sie irgend woher ein fast verbrauchtes Parfümfläschchen auf.

— Ach — das ist ja das . . . nicht? — was du hast — wo ist denn . . . wo ist denn mein Tuch geblieben?

Sie läuft ins Schlafzimmer und hat es gefunden.

— Ja, es ist dasselbe. Ach, bitte, schenk mir das. Es ist ja doch nicht mehr viel drin — ja? ... du mußt dir doch neues kaufen.

— Das kannst du kriegen. —

Es geht auf elf Uhr.

— Nun muß ich wohl gehn? ...

Ich nicke.

— Sehn wir uns denn wieder — ja? Siehst du, ich bin jeden Sonntag zum Tanz. Sonst habe ich ja nichts. Kommst du wieder hin? — Aber du kommst doch wohl nicht. ... Komm' — gieb mir noch einen Kuß ...

Sie sucht ihren Hut. Einen Schleier hat sie nicht.

— Wo hast du denn dein Portemonnaie, Kindchen, frage ich.

— Mein ...

— Ja! Ich will nur sehn, wie viel du noch hast Ich glaube, es waren nur noch zwanzig Pfennig. Das reicht ja nicht einmal zur Pferdebahn.

— Was machst du denn, fragte sie.

— Sei nicht böse — aber du hast den ganzen Vormittag um mich versäumt, und hast jetzt noch den weiten Weg. Bist du deshalb böse?

Man konnte es ja nicht wissen. Ich hatte mich damit einmal einer sehr unangenehmen Situation ausgesetzt. Und sie hatte mir doch ihre Liebe geschenkt — das wußte ich.

Sie wurde etwas verlegen, aber dann nahm sie das Portemonnaie und zählte das Geld nach. Es war etwas über sechs Mark gewesen, was ich an Kleingeld hatte, alles was ich in meiner Börse fand.

— Aber dann hast du ja nichts mehr, sagte sie plötzlich.

— Das wird nicht so schlimm sein . . .

— Das willst du mir alles schenken? — Ach siehst du, ich möchte so schrecklich gern mal nach Haus, vielleicht zu Pfingsten, elf Mark habe ich mir schon gespart. Das lege ich dazu, dann habe ich siebzehn. Ach lieber Gott — das Sparen fällt einem furchtbar schwer. — Wie gut du bist. — Ich danke dir auch sehr.

Ich glaube wahrhaftig, sie wollte mir dafür die

Hand küssen. Jetzt that es mir leid, daß ich ihr nicht doch das Goldstück gegeben hatte. —

Es sah fast aus, als ob ihr das noch nie passiert sei. . . .

Dann zog sie ihr Jackett an, reichte mir die Hand — sah sich nochmals im Zimmer um, bat schüchtern um einen letzten Kuß, und ging. —

Als ich eine Weile später ans Fenster trat, sah sie von der Ecke noch herauf, nickte und verschwand dann in der Nebenstraße. —

* * *

Am anderen Tage hatte ich sie vergessen, wie man solche Dinge eben vergißt.

Nur einmal zu Anfang des Frühlings mußte ich über ein Gesicht nachgrübeln, dann fiel mir die Aehnlichkeit auf, und allmählich fiel mir auch diese Begegnung wieder ein.

Das war aber auch das einzige Mal. — —

Jetzt nun saß ich ihr wieder gegenüber und sah auf die Linden hinunter.

Was sollte ich mit ihr anfangen? —

Neben uns plauderte man eifrig, an der anderen

Seite saß ein Liebespaar, das sich unausgesetzt holdselig anlächelte.

Von drunten wirbelt der graue Staub herauf von den unaufhörlich vorbeirollenden Wagen. Die Dämmerung wird stärker, und jetzt schimmern fahl mit ihrem milchweißen Lichte die Kugeln der elektrischen Lampen auf.

Wir sitzen schweigend neben einander.

Sie schlürft langsam ihren Eiscafé.

— Du thust jetzt wohl gar nichts mehr, was? — frage ich sie plötzlich, daß es fast brutal klingt.

Sie läßt die beiden Strohhalme los, und ihre Unterlippe zuckt etwas. Dann sieht sie mich ruhig und starr an.

— Das gefällt dir wohl ganz gut so? —

Sie zieht unwillkürlich die linke Schulter etwas hoch. Dann bricht es wild aus ihr heraus:

— Was glaubst du denn — sollte ich vielleicht verkommen? . . . Ich habe ja gehungert. Mit einem Male war keine Arbeit mehr recht, weil der Zuschneider mich haben wollte, und ich mochte nicht — und eines Tages wurde mir gekündigt. Und da, siehst du — da dachte ich, ehe ich verhungere . . .

Sie brach plötzlich ab und starrte vor sich hin.

Sie hatte die Augenbrauen zusammengezogen gehabt, jetzt nahm ihr Gesicht wieder den alten friedlichen Ausdruck an.

Neben uns die Gesellschaft brach auf, ein lärmendes Rücken der Stühle, daß wir beide aufsahen.

Dann sagte sie nach einer langen — langen Pause, schweratmend und leise:

— Siehst du — und du — du bist eigentlich der erste gewesen, der mir — Geld — gegeben hat . . .

An dem Nebentische ließen sich wieder Menschen nieder, ein paar Damen, sehr chic — sehr vornehm, — scheinbar nur — sehr scheinbar.

Und wieder nach einer Weile klang die weiche, feine Stimme auf's neue neben mir, wie die Stimme eines verschüchterten Kindes:

— Siehst du — und ich glaube, ich habe nie — nie jemanden so gern gehabt, wie gerade dich . . .

Dann schwieg sie, und ich hatte mit einem Male nicht den rechten Mut, sie anzusehen.

Als ich nach einer Weile aufsah, blickte sie fort, und mir schien, als ob an ihren Wangen eine Thräne hing.

Allein sie blieb regungslos sitzen und rührte sich nicht, wischte sie auch nicht ab mit der Hand.

Ich sah mich um: es konnte niemand sehen, daß sie weinte, — und ich beruhigte mich wieder.

Daß ihr die Thränen nicht allzu fest saßen, wußte ich von jenem Abend her, als sie ihre Brosche verloren hatte. —

Die Geschichte fing an, mir unbehaglich zu werden ...

— Kellner! . . einen Cognac, bitte!

— Bitt' schön . . — ein Cognac? — kommt gleich!

Ich war also der erste gewesen, der . . .

Und sie sagte, sie habe gerade mich . . .

Ich schenkte mir aus dem zierlichen Krystallfläschchen einen zweiten Cognac ein, und kippte ihn hastig hinunter, denn mir schien, als ob mich etwas fröstle, trotz der vorherigen Wärme, und deshalb fragte ich sie auch:

— Findest du nicht? ... Es fängt an, kühl zu werden. . . .

* * *

Gestern, am Nachmittag sind wir uns wieder begegnet.

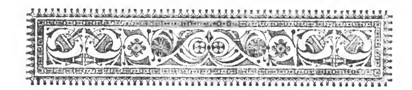
Wir haben uns starr angesehen, haben uns aber nicht gegrüßt ...

Als ich sie plötzlich vor mir sah, da glaube ich, mußte ich für eine halbe Sekunde den Atem anhalten — ich hatte so gar nicht an sie gedacht ... und dann schien es mir — denn ich sah ihr gerade in die Augen, — als habe sie mit der Pupille ein ganz klein wenig gezuckt ... nur ein wenig, wie wenn uns unerwartet ein Lichtstrahl in das Auge fällt, — es schien mir, als habe sie ein ganz, ganz klein wenig geblinzt — aber es ist auch leicht möglich, daß ich mich geirrt habe —

Dann sind wir, ohne mit der Wimper zu zucken, ganz fremd an einander vorbeigegangen. . . .

Schattenriß





Den Mantel fest um die Schultern gezogen, gehe ich abends langsam durch stille Straßen.

Ich habe das Bedürfnis nach Einsamkeit.

Ein dumpfer feuchter Novemberabend flutet mit grauem Nebel in den engen Gassen und Gäßchen der Stadt, und windet seine zerfließenden Dunstschleier um die hochragenden Spitzgiebel der alten Gebäude.

Die Häuser in diesem abgelegenen Viertel sind klein und unansehnlich, mehr Dach als Haus. Die niedrigen, engen Fenster verschmutzt, hie und da eine der quadratischen Scheiben mit Pappe oder schwarzgewordenem dicken Papier notdürftig verklebt.

Die Thüren sind schmal und kaum so hoch, daß man, ohne sich bücken zu müssen, eintreten kann. —

Von einem nahen Kirchturm, den ich aber nicht sehen kann, schlägt es dumpf heiser: neun! Die Töne scheinen sich in dem immer dichter fallenden Nebel zu verlieren.

Ich gehe weiter und biege in ein Gäßchen ein, so eng, daß kaum ein Wagen durchfahren kann.

An der einen Seite eine hohe, graue Mauer, von der der Kalk in großen Fetzen abschilbert; und über diese hohe Gefängnismauer strecken ein paar armselige Bäume ihre nackten, schwarzen Finger.

Auf der anderen Seite hebt sich die Rückwand einer Brauerei mit kleinen engvergitterten Fenstern, aus denen ein ersterbend schwacher Lichtschimmer sickert.

Dann kommen, sich ängstlich anlehnend, ein paar kleine bettelarme Häuser; so zerfallen, daß sie selbst für diese Gegend zu schäbig scheinen.

Kleine Handwerker wohnen hier, Schneider, Flickschuster und Arbeiter mit ihren Familien, zwischen denen wie verschwammt das Elend hockt.

Die Straße ist mit runden, faustgroßen Kieseln gepflastert, so uneben, daß man beständig über einen der hervorstehenden Steine stolpert. In der Mitte führt die Abzugsrinne, darin ein zäher graumuffiger Schlamm stockt.

An einem der Häuser wird gearbeitet, es wird ausgebessert; und ein Maurergerüst ist aufgeschlagen, das die ganze Straße überdeckt.

Mitten zwischen den Brettern und Bohlen ist halbversteckt eine trübe Gaslaterne, ein Arm von der Wand der schiefstehenden Gartenmauer aus; die einzige Laterne in dem Gäßchen, geschützt gegen die herabfallenden Steine beim Bau mit einem zerrissenen, alten Kohlenkorbe, so daß ein seltsames Halbdunkel in dem engen Durchgang brütet. —

Ich winde mich zwischen den Gerüstpfeilern durch. Aus einem der verstaubten, mit einem Drahtgitter übersponnenen Fenster schwimmt ein fahler Lichtschein durch den rotgeblümten Kattunvorhang ... dann nimmt mich wieder das Dunkel auf; doch nur einen Augenblick lang; im nächsten fällt aus einer geöffneten Hausthür ein breiter gelber Lichtstreif.

Dreißig bis vierzig Schritt weiter mündet das Gäßchen in eine breite Verkehrsstraße der Stadt, und ich sehe die Wagen an diesem schmalen Spalt vorüberrollen, und im grellen Lichte zwei Menschenströme gegen einander fluten, während ich selbst im Dunkel stehe.

Ich bin stehen geblieben, werfe achtlos einen Blick in die Hausthür, und nun verharre ich, um mir das unerwartete Bild genauer zu betrachten. . . .

Am Boden, auf den rötlichen Steinfliesen steht eine Kerze, ein hohes Licht in einem schmutzigen, unförmigen Messingleuchter.

Ein gelber zuckender Schein flattert durch den engen Hausflur.

Im Hintergrunde steigt eine schmale, gebrechliche Treppe leiterartig steil an, und auf der zweiten Stufe, eine tief ausgetretene, morsche Holzstufe, sitzt unbeweglich eine schwarze Katze, den Kopf eingezogen und spinnt und blinzt in das Licht.

Neben der Katze steht ein großer, blecherner Eimer mit blasigem Schmutzwasser, und der braune Scheuerlappen aus grobem Sacktuch hängt schwerfeucht etwas über den Rand.

Als ob ihn eben erst jemand dorthin gesetzt hat. —

Vor dem Eimer steht ein kleines Mädchen in verschlissenem Kleide, an dem sie die nackten Arme schlaff herunterhängen läßt.

Das Kind mag etwa drei Jahre alt sein. Es regt

sich nicht, wie angewachsen sieht es in das vom Zugwind leicht zusammenzuckende Licht.

Die kleine Gestalt in dem zerfetzten, schottisch karrierten Kleide hebt sich dunkel von dem Lichthintergrunde der weißen Wand ab, über die flüchtige gelbe Schatten vom Flackern der Kerze hinhuschen und verschwinden.

Scharf hebt sich die feine Silhouette des regungslosen Kindes von der leuchtenden Umgebung ab, die von der Thüröffnung, wie von einem breiten braunen Rahmen scharf umgrenzt wird.

Wie eigentümlich das anmutet, diese starre Regungslosigkeit, als ob das alles tot sei, und nur das gelbe Flackerlicht das einzig Lebendige.

Jetzt bewegt sich das Kätzchen und leckt sich die Pfote, langsam bedächtig, ohne dabei von mir Notiz zu nehmen. —

Ich reiße mich von diesem unerwarteten Bilde los und gehe weiter . . .

Nur wenige Schritte von der Thür steht ein junges Weib, dort wo aus dem kleinen Schaufenster einer Art Leihbibliothek schmutzigsten Ranges das rötliche Licht einer Petroleumlampe fällt.

Neben dem Mädchen ein Mann, — ein Herr seiner

Kleidung nach. Die Frau im braunen Unterrocke, ein Shawltuch hastig um die Schultern geworfen, ängstlich, als ob sie im Unrecht handele.

Absichtlich gehe ich dicht an dem Paare vorbei, weil ich ihr Gesicht sehen will.

Es ist sehr hübsch, ein voller, etwas sinnlicher Mund und dunkle Augen, die scheu abirren, als sie sich beobachtet fühlt.

Leise flüstern sie mit einander, und ich höre die Stimme des Mannes, flehend eindringlich.

Das Mädchen beugt sich zurück, dann senkt es den Kopf und zupft unruhig an dem Tuche, das von der Schulter zu gleiten droht. . . .

Dann bin ich an ihnen vorüber. —

Ob es die Mutter des Kindes ist, das ich gesehen habe . . . die Mutter, die für einen Augenblick aus dem Hause geschlüpft ist?

Und die nun bei einem Herrn auf der Straße steht . . .

Ich blicke mich noch einmal um.

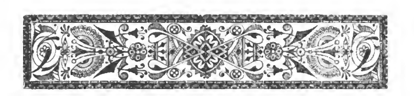
Der Mann hat sich zu ihr gebeugt und spricht auf sie ein, leidenschaftlich; — ängstlich schmiegt sie sich an

die Mauer, und doch geht sie nicht, sondern hört ihm zu, und läßt sich von seinen Worten bethören. —

Dann biege ich in die Hauptstraße ein . . . Augenblendende Helle, Rädergerassel, eilende, sich überhastende Menschen, ein wildes Gewühl, Bilder auf Bilder, wie mit Blitzesschnelle sich folgend, daß sich die kleine unscheinbare Scene rasch wieder verwischt. . . .

Blut





Ich kann diese beiden Stimmungen nicht mehr trennen, denn sie sind für mich unlösbar mit einander verbunden.

Ein kleines Königreich verloren, um ein elendes Pferd, einen gewöhnlichen Gaul der Berliner Pferdebahn.

Und das ganze eigentlich in gar keinem ursächlichen Zusammenhang zu einander.

Das alles aber kam so . . .

Wie ich sie kennen lernte, weiß ich nicht mehr recht, aber ich glaube gelegentlich durch einen Freund bei einem Spaziergange im Tiergarten, zu Anfang des Sommers.

Ich kann nicht sagen, daß sie besonderen Eindruck auf mich gemacht hätte. —

Dann aber sahen wir uns wieder, und immer öfter . . . und so kam es, daß ich mich in sie verliebte.

Es ist merkwürdig und klingt vielleicht komisch, aber was mich zuerst auf sie aufmerksam machte, was mir an ihr gefiel, war ihre etwas heiser klingende Stimme.

Alles was sie sagte, bekam dadurch eine ganz eigentümliche Bedeutung; so jung sie war, klang es beinahe weise, wirklich seltsam.

Und dann war ich in ihre Augen verliebt, wunderbare mattblaue Augen, von ganz feinen dunklen Wimpern umkleidet; und schmalen, sehr schmalen, graden Augenbrauen, die man für gefärbt halten konnte, wenn man nicht wußte, daß sie wirklich so dunkel waren; weil sie sonst aschblondes Haar hatte.

Und scharfe, energische Züge, — fast zu herb; durchsichtig blasse Wangen, über die zuweilen eine hingehauchte Röte glitt, wie ein Wolkenschatten.

Dabei war sie für ihr Alter kräftig und stark, schlank, mit jenen breiten, üppigen Hüften, die man so selten findet, Hüften einer Eva würdig.

Ich weiß wirklich nicht, ob sie eigentlich hübsch war.

Einige behaupteten, sie sei eine ganz eigenartige Schönheit, andere sagten, sie könnten nichts an ihr finden.

Mich selbst reizte dieser Zweifel. Ich fühlte mich zu

ihr hingezogen; denn in ihrem Wesen lag etwas, wie ein Rätsel; — allein ich liebte sie anfangs nicht, weder mit dem Herzen, noch mit den Sinnen.

Es lag kaum ein Hauch von Sinnlichkeit in ihr — aber auch gar keiner. Das war das merkwürdigste.

Und dann glaube ich — und das trug viel dazu bei, daß sie einen so seltsamen Reiz auf mich ausübte, — war sie etwas schwindsüchtig.

Dieses blasse, oft milchweiße Gesicht, und die breiten dunklen Flecke um die Augen verliehen ihr eine oft beunruhigende Wirkung auf mich . . .

Wir zerrten unsere Liebe hin und her, über vierzehn Tage, — dann war es mit der Kraft unserer Entsagung zu Ende. Ich war ihr verfallen.

Wir fühlten es beide. Es half nichts mehr! . . . Wir liebten uns. —

Es war eine brennende Sehnsucht, die uns keine Ruhe mehr ließ, die uns verzehrte.

Und doch wichen wir jeder Gelegenheit aus, die uns einander nahe bringen konnte.

Eine fast gereizte Spannung herrschte zwischen uns, daß wir anfingen, uns gegenseitig zu quälen; daß jene

kleinen Reibereien nicht mehr ausblieben, die zu bestimmter Zeit immer aufzutreten pflegen.

Dann wieder gab es Tage, wo jenes Gefühl des Ineinanderfließens der Persönlichkeit mächtiger in uns war als je . . .

Eines Tages, zu Beginn des Herbstes hatten wir einen Ausflug gemacht. Von Halensee waren wir am Bahndamm hin die kurze Strecke durch den Föhrenwald nach Beelitzhof gegangen, wo wir zu Mittag aßen.

Der Garten war leer. Nur welke Blätter trieben sich am feuchten Boden hin.

Kein Mensch ging vorbei; außer den Wirtsleuten war niemand im Hause zu finden.

In den kleinen, niederen Zimmern herrschte ein melancholisches Halbdunkel, das uns ganz trüb stimmte.

Ein paar halberfrorene Fliegen krochen über die rote Tischdecke, und zuweilen schlug ein kahler Ast an die Scheiben der niedrigen Fenster.

Dann gingen wir in den Wald hinein, bis hinüber zum See.

Das Moos war feucht. Nebel braute zwischen den kahlen Stämmen der Kiefern, einmal jagten wir ein

Rudel Rehe auf. Zu zweien und dreien zogen sie sich langsam tiefer in den Wald hinein.

Ueber den Wald hin krächzte zuweilen rauh in die tiefe Stille hinein eine einsam fliegende Krähe.

Endlich kamen wir an das Wasser.

Tief unten lag es zu unseren Füßen, aber ganz von dichten wallenden Nebeln bedeckt, daß man vom anderen Ufer nichts erkennen konnte . . .

Lange lagen wir dort, schweigend, bis die Nässe sich bemerklich machte, und wir wieder aufbrachen.

Sie hing in meinem Arme, mit jener süßen, lässigen Träumerei, die jeden Willen bricht.

Und wieder zurück durch den Wald, in dem das erste Abenddämmern erwachte, langsam, pfadlos, durch die Thür des Wildgatters auf die Chaussee; und nun während der See stärker nebelt, den Hügel hinauf zur Station, die mit ihren zahllosen weißen, grünen und roten Lichtern vor uns auftaucht.

Langsam, eng aneinandergeschmiegt, wandeln wir den Perron auf und ab. —

Ein Schnellzug rast vorbei, die Signalglocken läuten,

auf dem Bahnsteig eine Schar Maurer mit ihrem Handwerkszeug und eine Anzahl herumstehender Reisender.

Wir sprechen kaum mehr miteinander. Was sollen wir uns viel sagen? Jeder weiß, was der andere denkt.

Nur zuweilen schmiegt sich ihr Arm enger in den meinen, und ich fühle an meiner Wange, wie heiß ihr Atem geht, sengend heiß.

Endlich kommt unser Zug; zwei glühende Augen aus der Ferne, schnaubt er heran, fährt langsam ein, und hält.

Wir bekommen ein Coupé für uns allein.

Die Thür wird zugeschlagen, — Fertig! — und weiter geht es.

Erst sitzen wir still nebeneinander, aber dann scheu und langsam schmiegt sie sich an mich und legt den kleinen, blonden Kopf an meine Schulter, und ich fühle ihre weichen Stirnhaare an meiner Wange wie eine Liebkosung.

Ich sehe auf sie herab, wie sie die Augen geschlossen hat, diese feinen scheuen Mädchenaugen, und dann streift mein Mund über ihre Stirn; aber sie bietet mir die roten Lippen, die feucht sind, und sich festsaugen an den

meinen, bis sie die Arme um meinen Nacken schlingt und sie verkettet fester und inniger. —

Ihr heißer Mund liegt an meinem Halse, und zuweilen läuft ein unmerkliches Zittern durch ihren Körper, aber keiner von uns spricht mehr ein Wort.

Wir wissen beide, daß es jetzt zu spät ist. Es giebt kein Halten mehr, und ob wir darüber zu Grunde gehen müßten . . .

Einmal wird an einer Station die Coupéthür aufgerissen, daß die kalte neblige Nachtluft hereinschlägt, und wir aufschrecken aus unserer Umarmung.

Dann fällt sie wieder zu, und der Zug braust weiter. —

Die ersten Häuser von Berlin; tanzende Lichter rechts und links, dann ein heller bläulicher Schein — wir fahren langsam in die Halle.

Ein wirrendes Drängen und Stoßen, durch das wir uns langsam durchwinden.

Es ist, als seien wir in einer ganz fremden Stadt. Alles um uns hat ein fremdes, neues Aussehen, die Menschen und der Bahnhof mit seiner lichterfüllten Halle und der Potsdamer Platz. Es ist als ob das

alles im Traume an uns vorüberzieht, fremdartig, das mit uns nichts zu thun hat.

Eine Pferdebahn fährt an uns vorüber, zum Nollendorfplatz, und wir steigen auf den Vorderperron.

Bis zur Kurfürstenstraße gehen, dazu sind wir zu müde, und doch müssen wir mit anderen Menschen zusammen sein, lieber als in einer Droschke nach Hause rumpeln.

Und ein anderes kommt hinzu, — jene leise Furcht, wohin wir jetzt gehen werden: ob die Lützowstraße hinunter, wo sie bei ihrer Tante wohnt, oder ob sie mit zu mir kommen wird — zu mir . . .

Ich weiß, ein einziges Wort kann alles verderben. Ich brauche dem Kutscher nur meine Adresse zu sagen — und gerade, weil sie jetzt an nichts anderes denkt, ist sie im stande, aus diesem willenlosen Halbtraum aufzuschrecken, und mit innerlich verzehrender Sehnsucht sich zu weigern, um hinterher im geheimen darüber zu weinen.

Der Wagen rollt die Potsdamer Straße entlang, unter den halbentlaubten Bäumen hin.

Pferdebahnen kommen uns entgegen, Wagen aller Art rasen an uns vorbei. Auf den breiten Trottoirs

eine wimmelnde Menschenmenge, die sich flutend an den hellstrahlenden Läden vorbeidrängt.

Jetzt langsam über die Potsdamer Brücke, links und rechts der schwarze Kanal, in dessen dunkler Flut sich die zitternden Lichtpunkte der Laternen wiederspiegeln.

Der Wagen wirft sich in der Kurve, daß sie halb gegen mich fällt, und nun sich anschmiegt, trotzdem ein alter Herr uns beobachtet, neugierig freundlich.

Was geht es uns an? — Was fragen wir in diesem Augenblicke nach den Menschen!

Und ohne daß die anderen es sehen können, hat mein Arm sich langsam um ihren Leib gestohlen.

Sie schlägt die Augen zu mir auf, und ich lese in dem bleichen Gesichte, in dem die Augen und der Mund wie Schattenflecke erscheinen, daß auch sie von brennender Sehnsucht verzehrt wird nach einem Kusse, in jenem fiebernden Wunsche, der sich so selten einstellt, wenn man ungestört zu zweien ist, — der aber an der Seele reißt, der uns peinigt, und bis an die Grenze der Unklugheit treibt, in der Gesellschaft, gerade unter den Augen von hunderten von Menschen.

Und langsam, wie um diese zitternde Wonne ganz in sich aufzunehmen, schließt sie die Augen . . .

Dann aber schreckt sie auf, weil das Sattelpferd ins Stolpern geraten ist, ein prächtiger Brauner, stark und breit gebaut, der den Kopf stolz wirft.

Die Vorderbeine hat er ausgegrätscht . . . schon steht er wieder, — der Wagen im vollen Fahren erhält einen neuen jähen Ruck vorwärts — und im nächsten Augenblick stürzt der Gaul und kommt zu Falle.

Der Wagen schiebt nach, der Kutscher reißt vergebens die Bremse an, — der Gaul schlägt mit den Eisen gegen das Schutzblech und liegt auf der Seite, — im nächsten Augenblick ein schütternder Ruck, daß alle Fenster klirren, — das geschleifte Pferd liegt ganz links, unter dem Wagen, der nicht zu halten ist, und wieder — als ob der Wagen aus den Fugen gehen wollte, ein Stoß — und die Räder gehen knirschend auch über die Vorderbeine des aufstöhnenden Pferdes.

Im selben Augenblicke, im vollsten Jagen auf dem andern Geleise ein Wagen! Die Pferde scheuen, ein Aufschrei, denn jeder sieht es, — und schon sind die Räder über den breiten Hals des gestürzten Gauls gegangen.

Der Wagen ist aus den Schienen gesprungen. Ein Fenster zerklirrt, und das zerquetschte Pferd liegt zwischen den beiden sich kreuzenden Wagen eingekeilt. —

Im Nu sind sie beide entleert. Ein paar Kinder kreischen auf, eine Dame wird ohnmächtig fortgeschafft.

Wir sind abgesprungen, ich will das Kind fortzerren von dem aufstöhnenden Pferde. —

Da sehe ich, wie sie den anderen Wagen zurückschieben wollen, weil sie nicht sehen können, wie das Pferd völlig eingequetscht liegt. Die Räder müssen ihm nochmals über den Kopf zurückgehen.

Ich rufe ihnen zu; und nun fassen wir den Wagen, heben ihn aus den Schienen und schieben ihn seitwärts, bis das Pferd frei wird.

Jetzt sieht man es, der Kopf eine blutige Masse, schwarzes quellendes Blut, untermischt mit zerquetschten Hautfetzen.

Die gebrochenen Beine werden mit Mühe unter den Rädern aus der Schutzstange und der Bremse, in deren Ketten sie sich verfangen haben, gezogen.

Es ist alles zermalmt; und nun fassen ein paar Männer den Gaul an Kopf und Schweif, und ruckweise

schleifen sie das Tier über das Pflaster, bis hart an den Fußsteig.

Der Gaul sucht noch einmal den Kopf zu heben. Die großen, vorquellenden Augen schlagen sich noch einmal auf, ein Stöhnen, dann wie ein Krampf, der durch alle Glieder läuft, — und nun nichts mehr, als eine leblose, zerfetzte Fleischmasse, ekelhaft und grauenvoll.

Und dort das Kind totenblaß, und läßt das Auge nicht davon ab, bis ich sie mit Gewalt am Arm fassen muß, — um sie fortzuführen.

Es ist alles verflogen . . . zerrissen! —

Jählings hat sich uns der Tod entschleiert, den sie zum erstenmale gesehen hat; nicht jener langsame Tod, jenes Hinschwinden des Lebens, auf das man vorbereitet ist; — sondern unerwartet, mitten hinein in eine Stimmung, in einen Rausch voller Lebensfreude, von der nun nichts mehr geblieben ist . . .

Schweigend gehen wir nebeneinander hin.

Nur einmal sagt sie: Mir ist ganz schlecht.

Ja, Kind, ja, — ich glaube es schon.

Wir gehen weiter, und wie etwas jetzt ganz selbst-

verständliches biegen wir in die Lützowstraße ein, und ohne ein Wort mehr bringe ich sie nach Haus.

Als wir Abschied nehmen, schmiegt sie sich an mich und ich küsse sie . . . aber auf die Stirn.

Dann geben wir uns die Hand, und ich gehe . . .

Es ist noch früh. — Ich setze mich zu Hause hin und will arbeiten, aber es geht nicht recht.

Ich stehe auf und gehe in die nächste Kneipe. Das Bier schmeckt mir nicht. Es steigt immer in mir auf wie quälende Uebelkeit.

Und ich muß daran denken, wie so ganz anders dieser Abend hatte werden sollen.

Das Gefühl der Vereinsamung, der Verlassenheit überkommt mich, eine nicht auszufüllende Leere.

Und ich stehe auf und gehe durch die dunklen Straßen, vorüber an ihrem Hause.

Dort, ihre Fenster sind noch hell, die Gardinen herabgelassen; ich sehe den Lichtschein, bleibe stehen und blicke lange zu ihr auf.

Sie kann auch noch nicht schlafen, sie wacht gleich mir.

Und ich gehe weiter, lange, mit unruhigen Gedanken, die kommen und wieder zerflattern, solange bis ich müde

geworden bin, totmüde; sodaß ich, heimgekommen, gleich einschlafe. —

Am folgenden Nachmittage sehen wir uns wieder. Aber gleich steht die Scene von gestern Abend vor meinen Augen.

Wir plaudern wie in alter Zeit, aber es herrscht eine Spannung zwischen uns, die nicht zu heben ist.

Wir sprechen es nicht aus, aber jeder weiß, was einzig der Grund sein kann.

Es liegt wie Blutdunst zwischen uns. . . .

Auch am folgenden Tage. — —

Ich wollte mir diese Störung unserer Stimmung verscheuchen, sie beseitigen, indem ich sie secierte, indem ich nach Parallelen suchte, geeignet durch größere Gewalt als Gegenreiz zu dienen.

Was war es denn: ein überfahrenes Pferd, — das neunhundert oder tausend Mark wert war, ein Tier! — nichts weiter.

Wenn es noch ein Mensch gewesen wäre! . . .

Und ich dachte an den Seciersaal. Wie ruhig und oft ich einer Amputation zugeschaut hatte, wo das quellende, dampfende Blut floß, — und es hatte mir nie

etwas gethan, nie meine Nerven aus dem Gleichgewichte gebracht, so daß mir das Essen immer recht gut geschmeckt hatte, ganz vorzüglich sogar.

Das hatte mir nichts gethan, niemals.

Und wie viel Menschen hatte ich schon sterben sehen.

Einmal — als wir uns gegenüber standen mit der Waffe in der Hand, im Morgentau des Waldes, als das erste fahle Sonnenlicht am Himmel auf kroch, und dann die zwei Schüsse — blitzschnell hintereinander — und durch den Rauch mit zuckendem Schreck, wie der andere an die Brust greift, und in sich zusammenstürzt zu Boden. Der sichere Gedanke: du hast einen Menschen erschossen! . . .

Das that mir nichts, ich war ganz ruhig. — Nachher war es nur eine Fleischwunde, ohne Schaden zur größten Freude; aber im ersten Augenblicke einzig der Gedanke, daß er tot sei, — als das Blut zwischen den auf die Brust gekrallten Fingern hervorsickerte.

Und wie manche Schlägermensur, wo das Blut nur so von der Schädeldecke floß, und ganze Fleischfetzen aufklappten, unter Aufstöhnen und Ohnmacht . . .

Aber das half nichts!

Das machte es nur schlimmer. Es trug noch zu der Stimmung bei. —

Und als wir auf der Straße gingen, vorüber an einem Schlächterladen, blieb ich mit ihr stehen.

Diese mächtigen Fleischstücke, eine Reihe halber Schweine mit dem blassen Fleische, die großen blutigen Stücke des roten Rindfleisches, aus denen das feine wässerige Blut rieselte. Das sollte helfen.

Ich wollte den Gedanken vertreiben. —

Endlich! — Tage vergingen und der Vorfall schien vergessen, wir dachten nicht mehr daran.

Das Leben um uns her zerstreute.

Und jene erste Liebesstimmung kehrte wieder, scheu und ganz langsam, wie tastend . . .

Einmal überkam sie uns, plötzlich, wie ein ausbrechender Wirbelwind, dem man nicht widerstehen kann, — aber dann gleichzeitig aus dem Hinterhalte, wie ein eisiger Wasserguß: die Scene mit dem überfahrenen Gaul, — das Dunkel der Nacht, die jagenden Droschken und Wagen, der knirschende Ruck der Pferdebahn, das Aufschreien der Menschen und nun wieder das zerschundene, blutig gemarterte, verendende Pferd im

gelben Flackerschein der Lichter; — die sich im Kreise drängende Menschenmasse, und jener unmerkliche Blutdunst, wie roter Rauch vor den Augen! — —

Ich sagte mir immer wieder, daß es krankhaft sei, aber ich vermochte es nicht zu bannen.

Es dauerte sogar lange, sehr lange, bis ich, ohne nicht gleich auf den Gedanken zu verfallen, wieder die Pferdebahn benutzen konnte.

Ich konnte nicht dagegen ankämpfen.

Jene Liebesstimmung und das Grauen waren unlöslich verknüpft; und als sich die Geschichte ein paar Mal wiederholt hatte, ertrug ich es nicht länger, — und eines schönen Tages fanden wir beide, in schöner Uebereinstimmung, einen hübschen Grund, um ruhig auseinander zu gehen. Es half ja doch nichts!

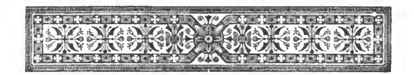
Das Blut schreckte uns. —

Und das alles um ein überfahrenes Pferd . . .



Ueberraschung





Wir sahen beide der stolzen Erscheinung der jungen Frau nach, wie sie mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes an uns vorüber rauschte, und langsam, mit losen Fingern, die mit kleinen natürlichen Rosenknospen bestreute, knisternde Seidenschleppe hinter sich herzog.

Ein junger Mann eilte übereifrig auf sie zu, um sie in den Ballsaal zu führen, aus dem die lockende Introduktion zu einem Walzer tönte.

Aber in der hohen Doppelthür, während ihre Finger das Kleid rafften, warf sie einen flüchtigen, ganz versteckten Blick nach dem Manne, der stumm neben mir stand, wie mit ernsten Gedanken beschäftigt vor sich hinstarrte, und sich endlich mit einem Seufzer abwandte.

Dann bemerkte er, daß auch ich der entschwun-

denen noch immer nachsah, unsere Blicke trafen sich, und er nickte wie im Einverständnis; es schien ihm erst jetzt einzufallen, daß ich ja davon wissen mußte, wie die beiden mit einander verlobt gewesen waren, die jetzt stolz und kalt einander vorübergingen.

Diese beiden Menschen hatten sich einmal nahe gestanden, so nah, wie es nur zwei Wesen können, die ihr ganzes Leben mit einander hinbringen wollen.

Es war von beiden Seiten aufrichtige Neigung gewesen, durch keinerlei äußere Umstände beeinflußt, und so hatte es allgemeine Befremdung hervorgerufen, seinerzeit vor mehr als vier Jahren, als die Verlobung zurückging.

Ich warf noch einen Blick nach dem Ballsaal, dann einen zweiten auf meinen Bekannten, der seinen Arm in den meinen legte und bat:

— Sie tanzen ja doch nicht. Lassen Sie uns in einer stillen Ecke ein Glas Wein trinken.

Wir fanden in einem der großen Zimmer, in die sich die Gesellschaft, meist ältere Herrschaften, zerstreut hatte, ein lauschiges Plätzchen vor einem Kamine, eine Sopha=

bank und ein japanisches Rohrtischchen, auf das wir uns von dem Diener eine Flasche Moët setzen ließen.

Alle Lampen waren tief verschleiert, das Zimmer sollte in späteren Stunden den Mühseligen eine stille Zufluchtsstätte bieten.

Auf dem Kaminsims eine hellbrennende Lampe, die ihren Schein gerade auf unser Plätzchen warf, bis ich dem Lichte mit einem Fächerschirme wehrte.

So saßen wir im halben Dämmern, während zuweilen ein Stückchen der Walzermelodie durch die Zimmerflucht in unsere Stille hereinflatterte. —

Die feinen Gläser klangen an einander, und dann hielten wir lange Zeit einzig unsere Cigarren in Brand, denn ich wartete darauf, daß er etwas sagen würde, weil ich nicht wagte, ihm mit der Bitte zu kommen, mir das Rätsel zu lösen.

Ich wußte, daß diese Aufforderung, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, nichts anderes heißen konnte, als daß er sich von den Gedanken frei machen wollte, die ihm soeben gekommen waren. . . .

Ein Herr mit einer jungen Dame am Arm sah in das Zimmer, allein als sie uns erblickten, kehrten sie

wieder um; und nur in einem Sessel drüben am Fenster saß schon jetzt ein alter Herr und nickte mit dem Kopfe, ein frühzeitiges Opfer der Müdigkeit.

Mein Bekannter strich vorsichtig, bedachtsam die lange graue Asche seiner Cigarre ab, dann, ohne mich anzusehen, sagte er:

— Wenn man bedenkt, auf welche Art sich oft zwei Menschen für das ganze Leben finden, wie der Zufall, die kleinste Geringfügigkeit, die Laune des Augenblicks sie einander nahebringt, — das ist seltsam zu hören; aber ich glaube, es ist meist noch seltsamer, was zwei Menschen, die glauben, sich für das Leben gefunden zu haben wieder trennen kann, eine Kleinigkeit, so jämmerlicher Natur ... ein Mißverständnis, auf das man sich versteift ... ein Nichts, in dem man eine Kränkung sieht ... meist: zu viel Liebe.

Ja, das ist es; das gefährlichste: zu viel Liebe zur unrechten Zeit.

So kommt man dahin, in allem etwas zu finden, bis daß es keiner dem anderm mehr recht macht; denn jeder sieht in dem andern ein Ideal, dem gleichsam alles menschliche fremd sein soll; und da wirkt nun das

geringste Versehen, die kleinste Lieblosigkeit, gleich wie ein Verbrechen.

Daran aber ist nur unsere Nervosität schuld, und unsere Verbildung ... die am meisten, weil wir zu dem natürlichen nie die rechte Stellung finden. Wir finden uns nicht damit ab, es erbittert uns; und während wir uns schelten sollten, daß wir etwas unvernünftiges verlangen, grollen wir dem andern armen Wesen.

Es ist nichts weiter als Empfindsamkeit, jene unausrottbare Sentimalität, die der Fluch des modernen Menschen ist, weil sie ihn beständig in Konflikt mit der Außenwelt bringt.

Ich weiß am besten, wie ich darunter gelitten habe, nur weil ich von falschen Voraussetzungen ausging...

Ich hatte sie kennen gelernt, draußen auf dem Lande, bei einem Waldfeste, während ich in dem kleinen Neste bei einem Onkel zu Besuch war, einem alten pensionierten Oberförster, ein prächtiger, etwas wunderlicher Herr, mit einer Haushälterin, die ganz unerträgliche Schrullen hatte.

Seit acht Tagen schon war ich dort, wie ich angab zur Stärkung meiner Gesundheit: das hieß also, um zu faulenzen.

Ein paarmal schon hatte ich sie gesehen; denn das Haus, in der sie mit ihrer Mutter wohnte, lag uns gegenüber, und sie brachte die schönen Nachmittage meist im Garten zu.

Mein Onkel hatte mich am ersten Tage zu einem Besuche veranlassen wollen, allein ich zeigte nicht die geringste Lust. Erst bei dem Waldfeste lernte ich Eva kennen, und nun kam die Reue zu spät.

Was wir an dem Tage zusammen gelacht und gescherzt haben, weiß ich nicht mehr. Nur das eine weiß ich noch, daß ich selten nach einem fröhlichen Feste so ernst gewesen bin, wie an jenem Abend.

Wohl über eine Stunde noch bin ich nachts im Garten spazieren gegangen, — dann stand mein Entschluß fest . . .

Es gab nichts nichts mehr zu überlegen, das war mir klar geworden; und so waren keine vierzehn Tage vergangen, als wir uns verlobten.

Ich war damals als Eisenbahningenieur in Schlesien beschäftigt, und meine Urlaubszeit ging zu Ende. Es half nichts, ich mußte abreisen.

Wie der Mund Eva's das Lachen verlernt hatte. Sie

lachte sonst den ganzen Tag in sprudelnder Lustigkeit munter wie Quecksilber.

Das war nun vorbei. Die letzten Tage nichts als Thränen. Wir machten uns den Abschied grausam schwer, galt es doch eine Trennung von mehr als fünf Monaten. Am liebsten wäre ich geblieben, hätte alles aufgegeben, meine ganze Zukunft, meine Carrière, — allein es mußte geschieden sein, und so reiste ich endlich ab...

Und nun kam eine Zeit bangender Qual.

Täglich erhielt ich einen Brief, täglich gab ich der Untröstlichen Antwort, und ich hatte Mühe, sie einigermaßen zu beruhigen.

Sie hatte allen Halt verloren, und ihre Briefe waren eine sich stets wiederholende, jammernde Sehnsucht.

Ich ertrug es nicht länger; sie härmte sich ab, sie weinte und verträumte ihre Stunden in Einsamkeit. Sie mochte die Menschen nicht sehen, vergrub sich in ihr Zimmer und dachte immer nur an eines, unser Wiedersehen. Es stand bei mir fest, — so ging es nicht weiter. Und so that ich denn alles, um mir Urlaub zu erwirken, wenn auch nur für ein paar Tage sie wiederzusehen,

um zu versuchen, sie mit meinen Küssen zu trösten. Ich erhielt Urlaub, und nun mußte alles gut werden.

Rasch die wenigen notwendigsten Sachen zusammengepackt und mit dem nächsten Schnellzuge fort.

Wie mir das Herz schlug auf der ganzen Fahrt, die lange Nacht durch, bis der Morgen mit Nebel kam, die Sonne durchbrach, und höher und höher stieg bis zum Mittag, wo ich endlich am Ziele anlangte.

Noch eine halbe Stunde auf der staubigen Straße in dem rumpelnden gelben Postkasten, dann sah ich am Rande des grünen Wäldchens das kleine Dorf, vor mir dort das Gutshaus, drüben die Kirche mit dem unförmigen Turm. Abgesprungen, ehe wir einfahren, und damit mich niemand sieht, von hinten herum zum Garten des Onkels.

Das gab erst ein gehöriges Donnerwetter, dann aber ein behagliches Schmunzeln. Na, das gnädige Fräulein würde Augen machen.

Ich wollte nicht so vor ihr erscheinen, erst flüchtig Toilette gemacht, ein guter Imbiß und dann — dann hatte ich mit einem Male nicht mehr den rechten Mut. Ich weiß nicht, was mit mir war, aber ich getraute mich nicht recht, hinüberzugehen.

So setzte ich mich denn an's Fenster, wo ich durch das üppige Schiefblatt und die blühenden Geranienstöcke in den Garten drüben blicken konnte. Ich hatte jedes einzelne Fenster genau beobachtet, aber Eva war noch nicht zu sehen. Einmal glaubte ich, die Gardine habe sich bewegt, aber es mußte wohl eine Täuschung sein.

Drüben blieb alles still.

Ich stand auf und ging hinunter bis in den Hausflur. Als aber meine Schritte so laut und grell von den harten Fliesen tönten, kehrte ich wieder um — und ging in den Garten, zwischen den Stachelbeeren und Johannisbeersträuchern hin, an den Spargelbeeten vorüber, bis hinten zu dem kleinen Grasplatze, wo die Wäsche bleichte.

Die Sonne stand hoch am blauen Himmel, über mir schossen zwitschernde Schwalben hin, und vom Kirchturm schlug die Uhr zwei.

Die Spatzen lärmten in den Obstbäumen, die ihre ersten grünen Früchte ansetzten, eine Horniß umbrummte mich — dann ging ich endlich wieder in das Haus zurück, die knarrende Treppe hinauf, vorüber an den zahllosen Glaskästen mit den ausgestopften Eulen, dem Reiher und

dem Adler, der sich einmal in diese Gegend verirrt, und den der Onkel geschossen hatte, den Stolz der ganzen Sammlung.

Und wieder auf und ab in dem kleinen Zimmer, von einem Fenster zum anderen, und hinausgeschaut nach dem Häuschen drüben.

Dort hinter der Mauer sitzt sie und verzehrt sich. Vielleicht denkt sie in dem Augenblicke an den Geliebten in der Ferne, sie schreibt ihm ihre Sehnsucht. Wenn ich sie doch nur erst zu sehen bekam, um ihr die Thränen von den Augen zu küssen. Wie mußte sie abgehärmt aussehen; aber ich wußte, gerade deshalb würde ich sie nur um so lieber haben.

Nein — ich wollte nicht länger zaudern; wie konnte ich sie nur so lange warten lassen — wie mußte sie mir grollen, wenn sie hernach erfuhr, wie lange ich schon da war, — also rasch hinüber! —

Da hörte ich das Rollen eines Wagens; und trat an das Fenster, um zu sehen, was es sei.

Es waren zwei Wagen hintereinander, vom Gute, ganz mit Eichenlaub bekränzt und voll fröhlicher Insassen, junge Mädchen in hellen Sommerkleidern und großen

weißen Strohhüten, die gegen die Sonne schützten, und ein überlauter Jubel, helle Freude auf allen Gesichtern.

Ich trat dichter an das Fenster, völlig verdeckt von einer üppig blühenden Begonie. Die Wagen hielten drüben vor dem Hause, und zwei von den jungen Leuten sprangen ab und eilten in das Haus, während die anderen zu den Fenstern aufschauten, und die Zucker ungeduldig die Köpfe warfen. Dann gab es ein Geplauder und lautes Zurufen, als die beiden Herren wiederkamen, aber nicht allein.

Meine Hand faßte rücksichtslos mitten hinein in das blühende Schiefblatt.

In der Hausthür stand Eva, im hellen Sommerkleide, im Begriff sich die Handschuh zuzuknöpfen. Jetzt hob sie das Gesicht — und niemals, auch jetzt noch nicht, habe ich es begreifen können, daß man so erschrecken kann, erschrecken vor einem lachenden Menschenantlitz.

Ich verstehe, wie man lachen kann, um nicht zu verraten, wie es im Innern aussieht; dieses Lachen aber war Natur, es war die Eva, genau wie ich sie bei jenem ersten Ausfluge kennen gelernt hatte, ganz das übermütig lustige Mädchen von ehemals.

Ihre Wangen, so voll und gesund wie je, nicht um einen Schatten bleicher oder schmaler, ihre Augen voller Mutwillen blitzend, das ganze ein Bild verkörperter Lebensfreude, und nun gar jetzt, — wie sie mit dem Handschuh nicht fertig wird und lachend kokett dem einen Herrn, der sich eifriger als nötig um sie bemüht, die Hand hinstreckt, auf die er dann, als er endlich fertig wird — endlich, denn mir steht bei diesem Anblicke der Schweiß auf der Stirn — einen Kuß preßt ...

Und nun hilft er ihr in den Wagen steigen.

Das ist ein Händeschütteln, ein Kichern und Lachen, ein fahriges Kleiderrauschen und langwieriges Zusammenrücken, bis endlich alles in Ordnung ist.

Die alte Liese steht unter der Thür, und Eva winkt und lacht ihr zu, während die Wagen sich wieder in Bewegung setzen, und der Herr sich zu Eva neigt und ihr ein paar Blumen überreicht, unter dem Poltern und Schüttern der Räder, daß leise die Scheiben des kleinen Häuschens klirren, und trotzdem höre ich noch immer das silberne, kokett neckische Lachen Eva's.

Dann sind die Wagen verschwunden. —

Ich lasse die Hand von der Begonie, die völlig ver-

drückt ist, daß die blaßrosa Blüten abbrechend zur Erde fallen.

Dann schrak ich mit einem Male zusammen vor meinem eigenen Lachen, so abscheulich klang es in die tiefe Stille hinein.

Ich mußte lachen, lachen über die ganze Welt, über mich selbst und meine Eilfertigkeit, jemanden trösten zu wollen, der sich so köstlich amüsierte.

Ich hätte mich ohrfeigen können! —

Da kam ich nun von weit her, um das zu sehen . . . sehen zu müssen, wie sie mit diesem jungen Laffen, der ihr die Rosen überreichte, schön that.

Was für ein Gesicht sie wohl gemacht haben würde, wenn ich in dem Augenblicke aus dem Hause getreten wäre, — ich hätte es wohl sehen mögen. . . .

Und ich — der ich erwartet hatte, ein stilles bleiches Mädchen zu finden, das nur noch müde lächeln konnte! —

Ich hatte mir das nach ihren Briefen so wunderlieblich ausgemalt, bis mir dieses Bild der Sehnsucht ganz ausnehmend gefallen hatte.

Und nun diese Enttäuschung! — —

Nach einiger Zeit kam der Onkel in das Zimmer, über die Maßen verwundert, mich hier zu finden.

Er hatte hinüber geschickt und gehört, daß Eva fortgefahren war, während er selbst inzwischen sein Mittagsschläfchen gehalten hatte.

Ich kam seiner Verwunderung zuvor, erklärte ihm hastig, daß ich gleich weiter müsse; ließ mir das Versprechen geben, von meiner vorübergehenden Anwesenheit nicht zu sprechen, und ging dann langsam auf schmalem Pfade durch die Felder, dem kleinen Bahnhofe zu, anfangs zwischen wogendem Korn, dann durch den Wald, in dessen tiefer Sommernachmittagsstille ich lange verweilte, um mir die Ereignisse dieses kurzen Tages nochmals vor die Seele zu rufen.

Die Blätter rauschten über mir, ich warf mich in das weiche Moos, um zu überlegen, ob es nicht doch besser war, wenn ich wieder umkehrte, und etwa that, als ob ich jetzt erst anlangte.

Allein mein beleidigter Stolz gab es nicht zu; ich redete mir ein, daß ich nach diesem Vorfalle nicht mehr zurück konnte.

So erhob ich mich denn, und ging dem Bahnhofe zu,

wo ich noch über eine halbe Stunde vor dem kleinen, roten Gebäude auf und ab ging, bis mich endlich der erste Personenzug mit fortnahm ...

Dann erst ward ich ruhiger. —

Endlich war ich wieder daheim, und fand zwei Briefe von ihr vor; den letzten von jenem Tage datiert, an dem ich sie gesehen hatte, Briefe ganz im Stile der früheren, mit Thränen geschrieben, der ganze Brief ein herzzerreißender Jammer.

Wie hatten diese sehnsüchtigen Worte mich früher bis in's Innerste gerührt und erschüttert, all mein Mitleid mit der einsamen Geliebten aufgewühlt. Und jetzt ... ich mußte lachen nach der erfahrenen Enttäuschung, grausam lachen über diese heuchlerische Maskerade; denn ich sah sie ja vor mir im lichten Kleide, aufjauchzend vor Lustigkeit, ausgelassen vor Freude.

Und diese zwei Gesichte, das eine ein Phantasiebild, — das andere voll brutaler Wirklichkeit, deckten sich nicht, in keinem Punkte, — da klaffte ein unüberbrückbarer Zwiespalt ...

Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief, am folgenden Tage, als ich von ihr schon wieder einen

empfing, der die Verzweiflung selbst war, weil ich so lange schwieg.

Ich schrieb sehr ruhig und kalt zurück.

Den folgenden noch frostiger, ich konnte nicht anders.

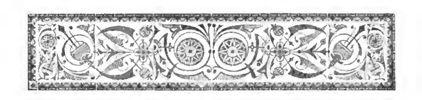
Sie that beleidigt; dann erfuhr sie es, durch irgend wen dennoch, daß ich dagewesen war, und nun: stolze Verwunderung, maßlose Entrüstung! — und eines Tages, gleichzeitig schrieben wir uns einmütig, daß es besser scheine, wenn wir unsere Verlobung auflösten.

Und trotz aller Vermittlungsvorschläge gingen wir auseinander. —

Später stieß ich einmal bei Heiberg auf einen Satz, den ich damals gewiß nicht verstanden hätte, und der ungefähr lautete: Eine Frau kann lachen, den Tod im Herzen, und weinen, während alle Kobolde des Lachens sich ein Rendez-vous hinter ihren schneeweißen Zähnen geben. —

Gavotte





Am Erard! — während er seinen Worten von Zeit zu Zeit eine musikalische Illustration gab, lässig, mit einzelnen ausklingenden Akkorden oder mit einer fernen, traumhaften Melodie, die gleichsam scheu an der Wand des Zimmers hinzufliegen scheint.

Als ob ich gar nicht da bin, spricht er vor sich hin, seiner Gewohnheit gemäß, und weil er weiß, daß ich gern und gut zuhöre....

Eine brausende, jubelnde Introduktion, dann ein Sehnen und Suchen, ein Haschen und Fliehen, und nach schmelzendem Vergehen, im Augenblicke des Findens, da wo alles harmonisch ineinanderzuklingen scheint: ein einziger kleiner Miston, fast unmerklich, aber beleidigend falsch — ein leichtes Vergreifen nur, aber mit schriller Dis-

sonanz bricht er ab, jählings mitten im Satze, kehrt sich nach mir um und lacht über mein Entsetzen.

— Weißt du, was das war? —

Ich schüttle den Kopf.

— Eine Geschichte! eine ganze schöne Geschichte, ungeheuer modern, und eben so wahr wie traurig ... eine Liebesgeschichte, die mir einmal gescheitert ist ...

Woran? — An meiner Empfindlichkeit! Du magst sagen, meiner Thorheit, wenn du willst.

Der Mensch kann nichts gegen seine Natur, und ich bin nun einmal so.

Eigentlich war es ein Zeichen ihrer Klugheit, was ich sonst sehr an ihr zu schätzen wußte; es hätte mich daher entzücken sollen, und sie that eigentlich ganz recht, aber — es war eben ein falscher Moment, und damit zerstörte sie mir alles.

Ich glaube, viele Frauen würden ebenso handeln; allein da noch keiner von uns ein deutliches Wort gesagt hatte, da wir um die Hauptsache immer herumgingen, und geflissentlich immer von etwas anderm redeten, während wir doch einzig und allein daran dachten, war es etwas so feines und zartes, daß es mit dem Augenblick kommen

mußte, ganz unbewußt, wie in einem Nebelschleier, damit nachher keiner mehr sagen konnte, wie alles gekommen sein mochte.

Diesen Traum nun zerstörte sie mir, weil sie sehr vordenklich war, sehr praktisch, eben viel zu gescheit für mich. —

Fast allen von uns passiert es einmal, früher oder später, daß wir uns in eine Frau verlieben, die von Gottes und Rechts wegen schon einem andern gehört.

Und unsere Gesellschaftsmoral ist so furchtbar klug, daß sie gar nichts böses mehr darin sieht; für die Frau wohl — gewiß: sie ist eine Elende, eine Verworfene, — aber der Mann — das ist ganz was anderes.

Also schließlich ... wer wird so skrupulös sein, von diesem allseitig zugestandenem Rechte nicht gelegentlich mal Gebrauch zu machen.

Doch nein — daß ich nicht so frivol rede, — daran dachte keiner von uns. Wir dachten überhaupt nicht mehr viel.

Die ganze Welt da draußen ging uns — wenigstens innerlich — nichts mehr an.

Es trieb uns zu einander, und wir pochten auf unser

Naturrecht — nur daß bis dahin jeder noch für sich allein pochte und es den andern nicht hören ließ.

Ich glaube, unsere gesamte Umgebung war über unsere Beziehungen zu einander besser orientiert, als wir selbst es waren.

Wir hatten scheinbar Freundschaft geschlossen, eine Freundschaft, die auf sehr thönernen Füßen stand.

Das dauerte wohl an vier Wochen.

Eines Abends, bei großer Gesellschaft, in einer Nische, langes endloses Geplauder, ohne Rücksicht auf die anderen.

Ihre Hand brennt in meiner, ihre Augen verraten, daß sie mich liebt.

Und nun zum ersten Male, Lippe durstig auf Lippe...

Aber diese stete Angst, und die Unmöglichkeit, länger als einen Augenblick allein zu sein. —

Später: ein Gespräch, sehr ruhig, unter aller Augen; und dann, ohne daß ich mehr weiß, wie es kam, die Bemerkung von einer reizenden Gavotte, geeignet für ein kleines Ballfest in ihrem Hause. — Gern möchte ich sie ihr einmal vorspielen, aber nicht gern anders als auf meinem eigenen Flügel, an den ich gewöhnt bin, daß mir

ein anderes Instrument immer unangenehm bleibt. — So wie hier, kann ich doch nie spielen. —

Das alles im ruhigsten Gesprächstone: mein Vorschlag ... ihre ebenso ruhige Einwilligung, wie etwas ganz gewöhnliches, gleichgiltiges; nur in den Augen ein Zittern und Flirren von Angst und Wonne.

Dann bestimmen wir sehr kühl, nach reiflicher Erwägung den Tag: Montag halb sechs Uhr, und sie giebt mir zu größerer Gewißheit die Hand, diese schlanken kühlen Finger, die sich fest in die meinen legen, als ich die Hand ehrerbietigst an die Lippen führe.

Zum Abschied, als ich sie in den Pelz schmiege, noch ein Blick, der alles sagt — dann überantworte ich sie dem anderen. —

Wir hatten uns beide *sehr* wohl verstanden.

Ich wußte so gut wie sie, *was* dieser Besuch für uns bedeuten würde.

Kein Wort war gefallen, aber daran war nicht mehr zu zweifeln. —

Die Unruhe in den zwei Tagen ganz unerträglich.

Endlich der Montag Nachmittag! —

Die Noten am Flügel, überall frische Blumen, ein

leichter Duft im Zimmer, die Photographieen anders gestellt und gesteckt, die Bücher genial zerstreut, ein paar aufgeschlagen oder mit Lesezeichen — alles zum Empfang bereit.

Fieberhafte Erwartung, daß mir das Herz zum Zerspringen klopft, und ich aufjauchzen möchte.

Einmal werfe ich mich auf den Bock vor den Flügel — und eine Jubelhymne wie mit schmetternden Fanfaren.

* * *

Es ist halb! —

Fünf Minuten vergehen ... dann zehn ...

Eine verzweifelte Traurigkeit. —

Sie kommt nicht ...

Da pocht es — und schon habe ich die Thür aufgerissen.

Am liebsten schlösse ich sie gleich in die Arme, und küßte ihr die schmalen, roten Lippen durch den dunklen Schleier.

Sie ist ganz erregt, sehr nervös — sehr; und ihre neugierigen, erregten Blicke irren im Zimmer umher.

Ich bringe kaum einen vernünftigen Satz zuwege, ich stottere nur und verbeuge mich, möchte alles mögliche auf einmal thun, ohne zu wissen, was zuerst.

Dann bitte ich sie endlich, doch Platz zu nehmen, was sie auch thut, um gleich wieder aufzustehen, und die Photographieen zu betrachten.

Ob sie nicht wenigstens ihren Schleier abbinden will. —

Sie lächelt, blickt mich an, und dann mit einer graziösen Bewegung, für die ich sie küssen möchte, knüpft sie den Schleier los, und während er fällt, sieht sie mich an mit einem so lieben Blicke, der meiner Ratlosigkeit ganz fein zu Hilfe kommt, daß ich die Hände ausstrecke, und sie an mich ziehe und unsere Lippen sich endlich finden. —

Darüber vergeht eine kleine Weile.

Es ist ein Herzen und Schmiegen — zum ersten Male.

Und von ihrer Seite keinerlei Sträuben, wie sonst wohl; nur eine ganz gebrochene Willenlosigkeit.

So wußten wir nun beide, daß wir einander gehörten, aber gerade deshalb nahmen wir uns Zeit, die Wonne langsam auszukosten, sie an uns herankommen zu lassen, langsam mit unabweisbarer Sicherheit.

Es war ein Spielen, wie die Katze mit der Maus spielt, die sie laufen läßt, und dann gleich wieder hascht mit sicherem Sprunge, und schon im voraus die ganze Wollust durchkostet, die kommen wird. . . .

— Ob sie nicht den Mantel ablegen wollte?

Sie nickt.

Und ich helfe ihr aus dem Mantel, langsam mit jenen schmiegenden Geberden, die in ihrer Lässigkeit etwas so unendlich verführerisches an sich haben.

Wie sie den Kopf biegt, ein zärtlicher Kuß in den Nacken, zwischen die feinen Flaumhärchen des Halses, daß ich sie halten muß, weil sie wankte.

Dann nehme ich den Mantel, um ihn an den Haken zu hängen. —

Und nun kam er — nämlich der Haken meiner Geschichte, an dem ich meine Liebe aufhing, bis sie erdrosselt war und elend die Zunge reckte. . . .

In der Tasche des Mantels fühlte ich etwas — neugierig taste ich und fühle auch richtig etwas, und dann ein anderes, woran ich mich beinah steche.

Da war es wie eine Gletscherbrise — daß alles in mir erstarrte; es starb jedes Gefühl, und ich wurde sehr ruhig und verständig, und während ich den Mantel langsam, absichtlich ganz langsam aufhing, dachte ich nach, eine ganze, sehr logische Kette . . . ebenso logisch, wie sie gedacht haben mußte, als sie zu Hause sich das kleine Päck-

chen zurecht gemacht hatte mit den Haarnadeln, an denen ich mir die Finger gepiekt hatte, und der Brennschere, die sich durch ihre Form leicht zu erkennen gab, mit der sie sich hernach die niedlichen Löckchen auf der Stirn wieder kräuseln wollte, die gewiß etwas aus ihrer aristokratischen Vornehmheit gebracht werden konnten. —

Sie hatte sich alles sehr wohl überlegt, sehr klug für eine Frau, so klug sogar, daß ich nicht mehr daran glaubte, es könne mit mir das erste Mal für sie sein; sondern weit eher wie eine Gewohnheit.

Und sie hatte bis jetzt deshalb hauptsächlich Wert für mich gehabt ... und nun kam es für mich wie eine ernüchternde Enttäuschung, und sie sagte mir mit einmal so gar nichts mehr.

Auch ich sagte nicht mehr viel; ich wurde so frostig, wie mir um's Herz geworden war, sehr reserviert, streng in den Grenzen des Anstandes, vollständig gesellschaftsfähig, und sprach nur mehr von dem äußerlichen Grunde, weshalb sie zu mir gekommen war; und ohne viel zu fragen, spielte ich ihr die Gavotte vor — und sie fand sich rasch in die veränderte Situation mit dem Geschick, das ihr eigen war — aber innerlich empört, zitternd vor

Erregung und gedemütigter Scham, während ich ganz ahnungslos that. —

Dann duldete ich es ruhig, daß sie aufgeregt um ihren Mantel bat, den Schleier nervös umband und ohne mir die Hand zu geben hinausrauschte.

Und ich geleitete sie eben so stolz hinaus und blähte mich im Selbstgefühle meines Sieges und dem Bewußtsein, sie gedemütigt zu haben, was eine Wollust war, köstlicher als alles andere. —

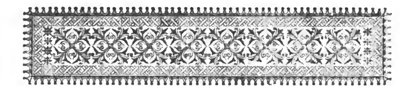
Erst lange hernach schalt ich mich einen Narren. Was ging es mich denn an, was war ich für ein komischer Kauz, den Beleidigten zu spielen, weil sie so vordenkend war und mir alles hübsch leicht machte! . . .

Da erst kam das Bewußtsein, daß ich mir für alle Zeit alles bei ihr verscherzt hatte.

Sie zeigte nie mehr die geringste Neigung, sich eine Gavotte bei mir vorspielen zu lassen, sie hatte mit einem Male so gar kein Verständnis mehr für Musik, aber auch gar keines; und zu spät erkannte ich, daß ich mir an dieser zierlichen, kalten Brennschere die Finger verbrannt hatte. —

Rätsel





I.

— Heirate doch! sagte sie in ihrer einfachen, bescheidenen Weise, und stellte sich hinter mich, während ich am Fenster unmutig in die einbrechende Dämmerung und das immer heftiger werdende Schneegestöber hinausstarrte. — Ich weiß ja, daß du daran denkst . . . aber, lieber Freund, du brauchst doch auf mich keine Rücksicht zu nehmen. Ich habe mir niemals thörichte Illusionen gemacht über das Leben oder unsere Beziehung zu einander. Ich werde es nie vergessen, wie lieb du vor Monaten zu mir gesagt hast, als wir einmal davon sprachen: wenn du ein Mädchen fändest mir ähnlich . . . Ich danke dir noch immer für dieses Wort; allein ich weiß, es war eben ein Wort, wie man es in solchen Augenblicken zu sagen pflegt. Wir würden uns beide mit solch einer

Thorheit für alle Zeit unglücklich machen; — und ich will dein Glück. —

Wie sie das alles sagte, mit dieser stolzen Sicherheit, die mich empörte, mit einer Ruhe, die mich in die größte Unruhe versetzte. Wenn sie nur nicht so grenzenlos verständig gewesen wäre, ihrer selbst so sicher. Aber vielleicht gerade deshalb hatte ich sie so gern.

— Siehst du, fuhr sie fort, und legte mir, während sie neben dem Sessel stand, langsam die Hand auf die Schulter, — siehst du, als wir uns — es sind nun schon drei Jahre her — kennen lernten, da wußte ich, daß es nicht von Dauer sein konnte . . . daß wir einmal auseinander gehen würden, gewiß und sicher — weil es gar nicht anders sein kann. Nun ist es besser, wir gehen in Freundschaft auseinander, wie es zwei verständigen Menschen ziemt, die sich sehr lieb gehabt, und noch ebenso lieb haben.

Ich nickte nur mit dem Kopf, während sie mir liebkosend, als ob sie der stärkere von uns beiden sei, über Stirn und Haar fuhr.

— Das alles aber hilft zu nichts. — Ich fühle seit langem, daß du dieses Leben nicht mehr magst, daß für

dich die Zeit gekommen ist, um in Ordnung zu leben; daß du dich nach einer Familie sehnst. Ich werde die letzte sein, die dir im Wege steht. Du bist ehrgeizig, du mußt dir, um etwas zu werden, eine Frau aus der Gesellschaft nehmen. Ich will einzig dein Glück, und darum sage ich dir immer wieder: heirate! .. Und nur das eine bitte ich dich: wirf mich nicht fort, wie man so einen alten, verbrauchten Blumenstrauß in die Ecke wirft; nur das nicht, hörst du! Das könnte ich nicht ertragen, denn du weißt, wie ich dir gut bin, allezeit. —

Es war nicht das erste Mal, daß sie so sprach.

Wir hatten früher schon darüber geredet, und es waren meine Gedanken, mit denen sie mir jetzt kam. Sie wußte sehr wohl, daß ich sie nicht so ohne weiteres verlassen würde, nach drei langen Jahren. Schon allein der Gedanke, daß sie ein anderer nach mir besitzen würde — aber ich würde ja für sie sorgen, allezeit.

— Vielleicht, wer weiß, lächelte sie fast müde, findet sich noch einmal einer, der mich heiratet ... Denn anders, siehst du — niemals! Das sage ich dir offen: niemals! —

Anfangs hatte ich gedacht, sie sage das alles nur.

um mich fester an sich zu ketten, denn ihre Worte wirkten, sie forderten heraus, zu widersprechen, ihr zu erklären, daß ich sie nicht lassen werde, daß ich sie zu gern habe.

Allein ich kannte sie zur Genüge, und wußte, daß es ihr durchaus Ernst war.

Das war das seltsame, daß sie mit ihrer Schönheit, ihrer Jugend, denn sie war kaum zweiundzwanzig, immer so ruhig und verständig urteilte. Nie hatte ich eine Ueberspanntheit von ihr gehört, nie eine jener Sentimentalitäten, die sonst in derartigen Verhältnissen an der Tagesordnung sind.

Wir hatten uns niemals gezankt, — und nur in den ersten Wochen unserer Beziehung konnte mich ihre Leidenschaftslosigkeit bis zum Aerger empören; allein das gab sich — denn ich konnte nicht daran zweifeln, mit dem besten Willen nicht daß sie mich liebte.

Ihre Liebe aber brach immer nur in Augenblicken durch; und die schienen hernach oft wie ein Traum.

Sie war so selbstsicher, so in sich gefestigt; das war es wohl am meisten, was mich zu ihr zog, weshalb ich

sie nicht ließ; zugleich weil ich damit ihrer Treue sicher sein konnte, so kalt und schwer zugänglich war sie.

Anfangs versuchte ich, sie aus ihrer Leidenschaftslosigkeit aufzustacheln, mit allen Mitteln; ich quälte sie bis zur Wut — aber ich erreichte nur eins, sie in Zorn zu bringen, nichts anderes. Und so suchte und suchte ich denn beständig bei ihr nach jener weiblichen Weichheit, nach jener süßen Gefühlsduselei der Frau; und weil ich sie nie fand, weil sie meinen Händen immer wieder entschlüpfte, deshalb blieb sie mir ein Rätsel, aber eben so lieb, wie interessant.

So vielerlei sie über die Welt dachte, über sich selbst und ihre Liebe sprach sie selten, fast nie. Sie nahm es hin, wie etwas selbstverständliches, über das nicht mehr zu reden war.

Ich weiß noch: ein paarmal waren wir nahe daran gewesen, zu brechen, weil ich ihr immer wieder mit der Frage kam: Hast du mich denn auch lieb? ... mitten in eine Stimmung hinein, wo ich auf eine Antwort hoffte.

Dann, wie eine Schnecke in ihr Haus, wenn man sie berührt, zog sie sich in ihre Kälte zurück; ihre feinen Augenbrauen bildeten mit einem Male eine gerade Linie,

und ihre Augen blickten seltsam fremd; und sie schwieg, schwieg wie in Verstocktheit, daß ich das Wort mit Gewalt aus ihr herauspressen wollte, aber vergebens.

Wenn ich kalt und ruhig zu ihr war, abweisend und schroff, dann verwandelte sie sich; dann begann sie, zu werben, und fand liebe Worte und Liebkosungen; und eines Abends, als ich entschlossen war zu gehen, warf sie sich mir in den Weg und hielt mich mit zuckenden Fingern, aufschreiend vor Schmerz, wie in Todesweh. —

Man mußte sie gewähren lassen, nie etwas verlangen, sondern abwarten, bis ihre Stunde kam; daß sie freiwillig gab — weil sie so scheu war und niemals ein Wort über Liebessachen sprach. —

Seit einiger Zeit nun beherrschte sie der Gedanke: ich sehne mich nach einer Heirat.

Sie hatte nicht Unrecht; denn rings sah ich, wie all meine Freunde sich einen Hausstand gründeten.

Sollte ich allein zurückbleiben, als Junggeselle? Ich, der so gar nicht geschaffen war, allein zu leben, der nichts mehr fürchtete als die Einsamkeit? —

Eines Tages erfuhr sie, daß ich mich für eine junge Dame lebhafter interessiert hatte, aber wahrscheinlich meine

Beziehungen zu ihr schuld gewesen waren, daß sich die Sache schon im Anfang zerschlagen.

Seitdem mühte sie sich geradezu, mir den geheimen Wunsch zu erleichtern.

Nie war sie stiller, nie hingebender als in dieser Zeit, bis sie merkte, daß sie es mir damit nur noch schwerer machte. —

Endlich kam sie zu einem energischen Entschlusse, so sehr ich mich dagegen auch sträubte, — allein sie setzte ihren Willen durch: und von nun an lebten wir getrennt von einander. —

Wochen gingen darüber hin, ein Monat, — sie hatte mich an den Gedanken gewöhnt, daß ich heiraten müsse, — und eines Tages glaubte ich gefunden zu haben, eine Frau für mich . . .

Man mußte das junge Ding gern haben wegen ihrer Schönheit, ihrer Anmut und Güte, und bald wußte ich, daß auch sie mich lieb gewonnen hatte.

Sie schien gut zu mir zu passen und gefiel mir als Frau, worüber ich meine eigenen Gedanken hatte; und so näherte ich mich ihr mehr und mehr, — und endlich nach reiflicher Ueberlegung entschloß ich mich, um sie zu werben.

Und weil mein Lieb immer offen und ehrlich gegen mich gewesen war, hatte ich ihr gleich von der anderen erzählt, wie jetzt von meinem Entschlusse. —

Sie wurde sehr bleich, und ich sah in ihren Augen, wie es darin zitterte, als ob Thränen kommen wollten, so daß ich sie an mich zog, sie zu begütigen.

Einen Augenblick lag der kleine Kopf mit den feinen aschblonden Haaren matt an meiner Schulter, einen Augenblick streiften meine Lippen ihre Stirn, dann machte sie sich sanft los, ganz ruhig, wieder völlig die alte. —

Und wir rückten die weichen Sessel dichter an den traulichen Kamin, und redeten zu einander wie zwei gute treue Freunde, während die gelben Flammen ihren zackigen Schein huschend durch das dunkle Zimmer warfen; redeten von der Vergangenheit und von der Zukunft klug und verständig. . . .

In jener Zeit ging mir erst das volle Verständnis auf, wie gut sie mir war. Ein Wort von ihr hätte genügt, und ich wäre zu ihr zurückgekehrt — allein das Wort wurde nicht gesprochen; und so lebten wir nun nebeneinander hin — nicht mehr miteinander.

Ein paar Mal war ich versucht, sie in die Arme zu nehmen, sie zu herzen wie früher; aber dann sah sie mich an mit ihren redenden Augen, und ich wandte den Kopf, um ihr zu verbergen, wie viel schwächer ich war als sie.

Und so geschah es endlich, daß ich mich entschloß, den Eltern des jungen Mädchens meinen Antrag zu machen.

Am Abend vorher saßen wir noch bis spät, und plauderten von den Jahren, die hinter uns lagen, von unseren mannigfachen Reisen: einmal einen ganzen Sommer durch die Schweiz; von all den Erlebnissen, die uns gemeinsam waren, die eins aus uns gemacht hatten, so daß wir uns gleich verstanden mit einem Worte schon, das genügte, um bei dem anderen eine ganz gleiche Gedankenkette zu entwickeln. — Es schien uns, als könnten wir kein getrenntes Leben mehr führen, weil wir uns durch und durch kannten, weil der eine den andern gemodelt und sich ähnlich gemacht hatte.

Drei lange Jahre unter denselben Bedingungen hingebracht, in gleichen Verhältnissen und Anschauungen gelebt, von denselben Speisen sich genährt, dieselbe Luft geatmet, die gleichen Gedanken gewonnen; einer ganz

dem andern zu eigen — und nun sollte das aus sein, mit einem Schlage ganz aus! — Und weshalb denn nur? — Weshalb? . . .

Alles zog mich zu ihr hin, alles war mir bekannt, und ich wollte zu einem jungen Wesen gehen und es an mich fesseln, von dem ich nichts wußte; das ich nicht kannte, das mir mit meiner langsamen, unentschlossenen Natur nichts war, als ein geheimnisvolles, das ich erst im Laufe der Zeit langsam ergründen würde.

Und sie neben mir, so klug und verständig — so schön! — Denn niemals war sie mir schöner erschienen, als in dieser Zeit, da sie mir nicht mehr gehörte, da ich sie aufgeben wollte — um eine Fremde.

Da saß ich und plauderte von alten bekannten Dingen, um meine Gedanken zu übertäuben, denn ich sollte fort aus diesen behaglichen Räumen, wo jeder kleinste Gegenstand eine Erinnerung in mir wach rief, wo alles, alles seine Geschichte hatte.

Ich konnte nicht an das Ende glauben. Mit einem Male kam es mir vor wie ein Frevel an uns selbst, wie eine ganz lächerliche Thorheit: diese Ruhe, diese Zufrieden-

heit einzutauschen gegen ein zweifelhaftes Glück, das vielleicht in der Zukunft liegen konnte, vielleicht! —

Ich vermochte nicht, mich loszureißen; ich wäre geblieben, heute, morgen — für alle Zeit! — Ich wartete nur auf ein Wort von ihr und ich wollte sie nie mehr lassen, aber mit ihren klugen Händen drängte sie mich sanft hinaus, mit ihrer lieben Stimme beruhigte sie mich.

Es war alles so grauenhaft richtig, so verständig, was sie mir da sagte. Daß meine ganze Carrière auf dem Spiele stand, daß ich daran gehen mußte, mir einen Hausstand zu gründen, und es doch mit ihr nicht konnte, weil man wußte, daß ich mit ihr schon gelebt hatte, und die Gesellschaft mir das nie verzeihen würde. — Und dann meine Mutter, der ich das nicht anthun durfte. — All das hatte ich mir und ihr hundert und aberhundertmal gesagt, — aber daß sie selbst es jetzt hinnahm wie etwas, gegen das wir ganz machtlos sein sollten — das schmerzte mich, und ich hätte ihr zurufen mögen: es ist ja nicht wahr, ich bleibe bei dir. Laß mich nicht so von dir, denn ich kann nicht gehen, ich habe dich zu lieb . . .

Aber dann ging ich doch langsam, immer im Begriff

umzukehren, und drunten vor dem Hause blieb ich stehen, und blickte lange zu dem Fenster auf, ob sie nicht heraussehen würde.

Aber nichts regte sich, und da nahm ich all meinen Mut zusammen, und ging — langsam wie gequält durch die Nacht, auf weiten Umwegen durch enge Gassen, bis ich endlich nach Haus kam, immer mit dem Wunsche ringend zu ihr zurückzukehren.

So kam ich in mein einsames Heim. . . .

Da saß ich nun, den wirren Kopf in die Hände gestützt, meinen Gedanken nachjagend, ohne sie erreichen zu können; ich sah, wie auch sie daheim saß, und ich wußte, daß sie jetzt die Thränen nicht mehr halten konnte, die sie vor mir so mutig niedergekämpft hatte . . .

Aber es mußte sein! Wie sollte es sonst enden! — —

* * *

Am anderen Morgen, mit herzhaftem Entschlusse, ging ich zu der anderen . . .

Ich wollte nicht zurück denken. — Aber selten ist wohl ein Mann mit trüberem Herzen gegangen, um sein Leben an das eines Mädchens zu ketten, als ich.

Ich hatte mich nicht getäuscht, hatte es von Anfang an gewußt, wie herzlich ich aufgenommen wurde. —

Dann hatte ich den Verlobungskuß gegeben und empfangen. Nun war es geschehen, unwiderruflich. —

* * *

Ich eilte nach Haus und schickte einen Boten zu ihr. Sie hatte darum gebeten; und auch gebeten, daß ich am Nachmittage in der Dämmerung noch einmal zu ihr kommen möge, nicht früher, — ganz als ein guter Freund, der ich ihr von nun an sein mußte. . . .

Endlich — endlich war die Stunde da!

Wie sollte das werden? — Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, so wild schlug mir das Herz. —

Ich bin vor dem Hause, steige langsam die breiten Treppen hinauf; zum ersten Male fallen mir die tanzenden Amoretten auf, mit denen die Wände des bunten Treppenhauses geschmückt sind, ich suche nach den Schlüsseln, die ich noch habe, und die ich ihr heute abgeben werde, damit mich nichts mehr kettet, — und ich öffne die Thür . . .

Es ist still . . . das Mädchen kommt nicht, wie gewöhnlich; und so hänge ich selbst Hut und Mantel langsam an den Garderobenständer, umständlich, — dann

klopfe ich an die Thür zum Salon, meiner Gewohnheit gemäß. —

Aber nichts rührt sich . . .

Ich öffne die Thür, gehe über den weichen Teppich, mit einer seltsamen ungewissen Empfindung, schlage die Portière zurück zu dem kleinen Boudoir, diesem lauschigsten unserer Plauderwinkel, und da . . .

Da lag sie auf dem Teppich, auf die Seite gewälzt . . . — ein jäher Schreck, und dann ein Gefühl, als ob mir ein kleines, spitzes Eiskorn rieselnd durch die Blutwelle des Herzens kreiste . . .

In der einen Hand einen kleinen Elfenbeinspiegel, in der andern den zierlichen Ebenholzrevolver, dieses Spielzeug, das ich ihr im vorigen Jahre nach langem Quälen endlich geschenkt hatte.

Und in der Schläfe unter dem etwas versengten aschblonden Haar ein winziges, von schwarzen Pünktchen umrändertes kleines Loch, aus dem es dunkelrot quoll, ein zäher Tropfen, der sich grell abhob von der bleichen Haut.

Das Gesicht ganz ruhig; um die feinen Lippen fast ein Zug zum Lächeln. —

Im dem Augenblick hatte ich keinerlei Empfindung.

keinen Schmerz, keinen Gedanken überhaupt; nur eine bleischwere Lähmung in allen Gliedern. —

Ich hob sie auf — wie sie schwer war! . . . und bettete sie vorsichtig auf die Chaiselongue, und dabei fühlte ich wie kalt, grauenhaft kalt sie war.

Da saß ich nun, hielt sie an den Schultern gefaßt, und starrte in das schöne, blasse Gesicht, und immer die eine Frage: warum nur, warum? —

Der Spiegel war zur Erde gefallen, zerbrochen . . .

Dann löste ich die zierliche Waffe mit Mühe aus den verkrampften Fingern und legte sie auf das Tischchen — und da fiel mir eine Karte auf, die dort lag, — der Bleistift daneben und auf der Karte das Wort, nur das eine Wort:

Verzeih! —

Und ganz klein, unten in der Ecke noch: Denk an dein Versprechen, bitte! . . .

Mein Versprechen! —

Einmal, in einem Augenblicke, als mir der Gedanke ganz fremd und fern lag, hatte sie die Bitte ausgesprochen, den Kopf scheu an meiner Brust geborgen:

Wenn wir einmal von einander gegangen sind, ob

nun im guten oder im bösen, — versprich mir das eine, versprich es mir: wenn du dann hörst, daß ich tot bin, — dann komm zu mir, und küß mich noch einmal, ein einziges letztes Mal auf den Mund . . . Versprich es mir! —

Das war sonst gar nicht ihre Art, deshalb ergriff es mich damals wohl so, daß ich es ihr versprach, mit angstvollen Küssen, ich könnte sie je verlieren.

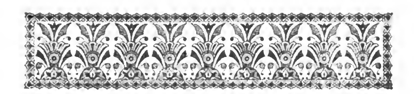
Nun war sie von mir gegangen, freiwillig, und hatte mir nichts gelassen, als dieses eine Wort: Verzeih! . . .

Aber in diesem Worte lag für mich ihr ganzes Leben und all ihre Liebe. —

Verzeih! . . .

An demselben Tage noch löste ich das Versprechen, das ich am Morgen gegeben hatte, weil ich es nicht mehr halten konnte; weil ich es niemals hätte geben dürfen.

Denn jetzt wußte ich, wie sehr sie mich geliebt hatte, — und daß ich sie nun wohl nie mehr vergessen würde um ein anderes Weib, — niemals! . . .



II.

Und ich vergaß sie doch. —

Es ist nicht das traurigste am Tode eines unserer Lieben, daß er nun unseren Augen entzogen ist, daß wir seiner Nähe auf immer beraubt sind, — sondern wie schnell wir ihn vergessen! . . .

Anfangs täuschen wir uns darüber hinweg, daß er wiederkehre; wir gedenken seiner beständig — aber bald kommen Stunden, in denen uns dieser Gedanke fremder wird; ganze Tage, Wochen verstreichen, ohne daß wir mehr an den Verlust denken — und dann kommen nur noch Augenblicke der Erinnerung.

So ging es auch mir.

Zuweilen hatte ich das Gefühl des Grauens, wie rasch selbst der scheinbar tiefste Schmerz sich abflacht; es

schien mir unglaublich, wie bald man sich zu trösten weiß, — dann ergab ich mich drein und wurde ruhig.

Die Einsicht, daß alles Klagen doch nichts hilft, führt zur verständigen Resignation.

Der Gedanke, daß ich eigentlich Schuld trug an ihrem Tode, kam damals nicht gleich auf. Er hat mich auch nie unnötig gequält. —

Ich wußte, daß sie mir das liebste auf der Welt gewesen war, es schien mir, als könne ich nie wieder so empfinden: und auch das trug dazu bei, mir das Gleichgewicht wiederzugeben . . .

Aber eines Tages entdeckte ich, daß ich mich noch sehr wohl für eine andere interessieren konnte.

Anfangs wollte es meiner Empfindlichkeit wie Frevel scheinen — dann erinnerte ich mich, wie ich auch während der Zeit, daß sie mein war, trotz allem, eine kleine Abschweifung nicht ganz unterlassen hatte; und wie sie mir, als sie es einmal entdeckte, allerdings erst nach einer kleinen Scene vergab, und mich nur noch mehr lieb hatte als zuvor. —

Von da an lebte ich nun wieder ganz vernünftig.

mich den Vergnügungen nicht mehr aus, und jede Ueberreizung des Gefühlslebens war gehoben . . .

So lernte ich im Laufe der Zeit ein Mädchen kennen, dem gegenüber die alten Gedanken an eine Heirat wieder bei mir auftauchten.

Ich beschäftigte mich mehr und mehr ernstlich mit der Frage, und endlich war mein Entschluß gefaßt.

Nur wollte ich warten, bis ich ihrer ganz gewiß war und inzwischen nochmals alles erwägen; denn mich verlangte nach Ruhe und Gemeinschaft.

* * *

Ganz mit diesen Gedanken beschäftigt, die mich jetzt nicht mehr ließen, keinen Augenblick, wanderte ich an einem Sonntage durch den Wald draußen vor der Stadt, der von Erholung suchenden Menschen wimmelte.

Achtlos schlenderte ich, auf einsamen Wegen, vorüber an weiten sonnigen Wiesen, über kleine Brücken, unter denen ein bescheidenes Wässerchen rieselte, unter tiefhängenden Zweigen hin, bis zu einem Kaffeegarten, wo lärmend eine bunte Gesellschaft zusammengewürfelt war.

Da blieb ich sitzen, bis die Dämmerung einfiel, Walddämmerung; bis alles aufbrach und von weit her die

heimkehrenden Menschen der Stadt zustrebten, auf dem Wege, der durch den Garten führte, neben dem Forsthause. —

Plötzlich schlug eine Stimme an mein Ohr, eine Stimme, die ich so oft gehört hatte, bald mit Lachen und einige wenige Male auch mit Weinen, oder mit heißem bestrickenden Flüstern, mit jener anschmiegenden Hingebung, die sich nur in der Dämmerung scheu hervorwagt, wie in Aengstlichkeit. —

Die Stimme klang jetzt hell; sie rief — und ich hörte ein paar gleichgiltige Worte, die ich nicht verstand; aber der Klang traf mich und weckte in mir alles was halb vergessen war.

Ich sprang auf, und dann sah ich dort, im dichten Menschengewühl, eine schlanke Mädchengestalt und ein graues Kleid, und jene kurze hastige Bewegung kannte ich wieder; ich suchte mich durch den Strom der Menschen durchzudrängen, zwischen den müden kleinen Geschöpfen, die sich an den Händen hielten oder sich von den Eltern ziehen ließen: — aber ich sah das Kleid nicht mehr und fing an zu suchen.

Ich mußte das Mädchen sehen, deren Stimme mich

so erschreckt hatte; ich mußte sie wiederfinden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht geträumt hatte — und ich fing an zu suchen, mit jener nervösen Hast, in der man das nächste übersieht und zugleich an drei Orten suchen möchte.

Ich eilte durch den Garten, vorüber an allen Tischen, die sich mehr und mehr leerten, wo die Mädchen die Tassen und Gläser zusammensuchten und in einen großen Korb packten; zurück auf den Weg, auf und ab, bis ich endlich einsah, daß es vergebens war . . .

Da stand ich nun mutlos, und doch wühlte in mir ein Begehren, dieses Mädchen einmal zu sehen; denn ich fühlte, wie diese erstaunliche Aehnlichkeit in der Stimme mich mit Schrecken erfüllte und Besitz von mir ergriff, daß ich ganz unsicher wurde.

Endlich schlug ich den Weg nach der Stadt ein, zögernd langsam, aufmerksam um mich spähend, indem ich auf jeden Klang lauschte, ob ich vielleicht die Stimme noch einmal zu hören bekam.

Dann ging ich schneller auf der breiten Chaussee, vielleicht traf ich sie hier, und jede Gruppe durchforschte ich mit suchenden Augen, bis ich an die ersten Häuser der Stadt kam . . . Dann streifte ich durch die Straßen;

und noch immer nicht zufrieden, wanderte ich lange auf der Promenade und endlich erst, als gar keine Hoffnung mehr war, ging ich entmutigt nach Haus.

* * *

Lange saß ich im Dunkel und dachte an alte Zeiten, und es wurde alles wieder lebendig; als säße ich da vor dem Kamine, um sie zu erwarten; als lauschte ich auf ihre kommenden Schritte, als würde gleich der Teppich dort vor der Thür zurückgeschlagen werden von einer kleinen lieben Hand und sie einen Augenblick auf der Schwelle zaudern in all' ihrer Schönheit, um dann voller Zärtlichkeit auf mich zuzueilen . . .

Ich muß aufstehen, um in das andere Zimmer zu blicken, daß alles nur ein Traum war, der schwand, als ich die Lampe anzündete, und nun an der Wand ihr großes Bild mir auffiel, an dem ich wochenlang achtlos vorbeigegangen war.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und blätterte in den wenigen Briefen, die ich von ihr besaß, da wir kaum je getrennt gewesen waren. Es war nur ein geringes Päckchen; aber jeder rief eine Erinnerung in mir wach,

ganze lange Reihen von Ereignissen schlossen sich daran; und all jene kleinen Zeichen, die selbst der nüchternste von uns in seinem Geheimfache aufzubewahren pflegt, ließen die Vergangenheit in die Gegenwart hineinklingen. —

An dem Tage kam es mir voll zum Bewußtsein, wie grausam schnell wir die Toten vergessen, wie kurz unsere Erinnerung ist, selbst für das liebste, das uns geraubt wird . . .

Und mit diesen Gedanken kam die Reue, daß ich ihrer so wenig gedacht hatte; ich hatte mich ihrer kaum mehr erinnert.

Ich schlief spät, sehr spät ein, nachdem ich in tiefem Sinnen bis weit in die Nacht gesessen hatte. —

* * *

Am andern Morgen war das beängstigende Gefühl, das auf mir gelastet hatte, verschwunden. Es war eine Stimmung gewesen, flüchtig, wie sie aufzutauchen pflegen ... Aber von jetzt an kehrte sie immer wieder. —

Wenige Tage später, im Theater, als das Stück zu Ende war und aus dem lichterfüllten Vestibül die Menschen auf die dunkle Straße strömten, wenige Schritte vor

mir, glaubte ich sie zu sehen, genau den roten Burnus, den ich ihr einst geschenkt hatte.

Ohne Rücksicht drängte ich mich durch, achtlos, um sie zu erreichen, während mir das Herz schlug, als ob es zerspringen wollte.

Ich war hinter ihr, als sie sich umkehrte, — aber nun war es ein ganz fremdes Gesicht, alt und unschön, daß ich mehr erschrak als zuvor, da ich das bunte Tuch gesehen.

Von nun an ward es geradezu krankhaft. —

Immer und immer wieder ließ ich mich von der Täuschung verleiten, ohne Halt, ganz thöricht.

Ich machte mir selbst bis ins einzelnste klar und deutlich, wie unsinnig das alles war.

Ich rief mir alles ins Gedächtnis zurück: ihren plötzlichen Tod! — Das war es wohl hauptsächlich, was mich dazu trieb — weil sie mir so jählings entrissen war, ohne Krankheit, bei der man sich an den Gedanken hätte gewöhnen können; sondern mitten heraus im blühendsten Leben, ganz unerwartet, im Schreck, der keine Besinnung aufkommen ließ.

Aber dann stellte ich mir vor, wie sie aufgebahrt

dagelegen hatte, wie sie hinausgetragen war; wie ich hatte sehen müssen, daß man sie in die Erde senkte — da war ich geflohen, um es nicht mehr zu sehen. —

Es half alles nichts! . . .

Zuweilen, wenn ich auf meinem Zimmer saß, schrak ich empor, und mir war, als ob sie sich nahe, als würde sie im nächsten Augenblicke vor mir stehen; ich glaubte ihr Lachen zu hören, hinter mir, bis ich ganz nervös wurde; und in solchen Augenblicken konnte ich es mir nicht vorstellen, mit dem besten Willen nicht, daß sie schon seit Jahren tot war. —

* * *

Ein paar Wochen lang schien der Spuk geschwunden; dann brach er aufs neue durch; und wieder sah ich sie vor mir, wieder ließ ich mich von jeder entferntesten Aehnlichkeit täuschen, von einem Hute, einem Kleide, einer Bewegung, einem Klange der Stimme, und immer in Augenblicken, wo ich an ganz etwas anderes dachte.

Gewissermeise war mir diese merkwürdige Erscheinung nicht unangenehm, denn ich gewann die Tote damit wieder, ich hatte gar nicht mehr das Gefühl, daß sie mir

entrissen war, es war ein Spielen mit der Möglichkeit, sie könne noch am Leben sein. —

Einmal schien mir mein Zustand allzu bedenklich und ich reiste ab, reiste nach der Stadt, wo ich die drei Jahre mit ihr gelebt hatte. —

* * *

Wie seltsam mich das anmutete, der kleine Bahnhof die altbekannten schmalen Straßen, der große leere Marktplatz mit der seltsamen Kirche, — über die hölzerne Brücke des kleinen gurgelnden Flusses, an dessen Lauf wir oft entlang gewandert waren, noch ein kurzes Stück den Hügel hinauf zum Friedhof, der im letzten Abendsonnenscheine ruht.

Dort ruht auch sie. Langsam zwischen den endlosen Gräberreihen schreite ich dahin; ich muß suchen, bis ich die Stätte gefunden habe. Der Gärtner ist gerade dabei, das Grab zu begießen, und die eiserne Gitterthür steht offen. —

Eine Zeitlang betrachte ich den blumengeschmückten Hügel mit dem einfachen Marmorblock; nur ihr Vorname darauf; dann rufe ich den Gärtner und spreche mit ihm um die sorgfältigste Pflege anzuordnen.

Das alles beruhigt mich ungemein.

Ich denke zurück, wie zufrieden und glücklich ich in jener Zeit gewesen war, was ich alles an ihr verloren hatte.

Ich wandere über den Friedhof, die schnurgerade, sauber geharkte Akazienallee hin und setze mich unter eine Trauuresche, deren müde hängende Zweige fast den Boden berühren, auf eine Bank.

Wie still und friedlich es hier war, während die schläfrige Sonne langsam hinter dem Horizonte versank, und drunten das Städtchen und der schmale Fluß im letzten Sonnenblick noch einmal aufleuchteten. —

Blumenduft wogte um mich, — in den Gebüschen flatterten und raschelten müde Vögel, die ihr Nest suchten.

Ich sah den Weg hinunter, — und schrak jäh zusammen.

So hatte es mich noch nie gepackt. —

Das perlgraue Kleid und der rote Sonnenschirm! . . .

Im nächsten Augenblicke aber schon hatte ich mich gezwungen, sitzen zu bleiben, denn ich wollte, — und es gelang mir mich zu beherrschen.

Dort an dem Taxus konnte ich ja die Stelle sehen,

wo ihr Grab lag. Dorthin blickte ich, um den Spuk zu bannen. —

Indessen kam die junge Dame näher, und schon von weitem sah ich hellblondes Haar, und daß gar keine Aehnlichkeit vorhanden war, aber auch gar keine.

Sie ging langsam an mir vorüber, und ich folgte ihr lange mit den Blicken. . . .

Dann, da es Dämmerung wurde, stand ich auf, ging noch einmal zu ihr, brach ein paar Blumen von der Stelle, wo sie nun für immer lag, und verließ langsam den Friedhof. . . .

In derselben Nacht kehrte ich heim. —

* * *

Die Reise ließ bald ihre heilsamen Folgen erkennen. Jene Besessenheit ließ allmählich nach.

Und endlich, nachdem Wochen und Monate verflossen waren und ich in meiner Arbeit die Heilung gefunden hatte gegen meine überreizten Nerven, fand ich eine wirkliche Aehnlichkeit mit der früheren Geliebten; aber dieses Mal erschrak ich nicht im mindesten.

Ich fühlte es erst ganz allmählich heraus, wie sie

ihr glich, im Ausdruck des Auges, in der Haltung des Kopfes, und vor allem in der Art zu sprechen.

So kam es vielleicht, daß ich nach und nach immer mehr gleichartiges entdeckte, und wohl auch hineintrug.

So, ganz langsam, gewann ich sie lieb, da ich die verlorene in ihr wieder zu finden mente.

Mein Erinnerungsbild deckte sich mehr und mehr mit der Wirklichkeit, bis ich meine Empfindungen nicht mehr trennen konnte . . .

Anfangs, als Entschuldigung, bekräftigte ich es mir wieder und wieder, daß ich in ihr nur die andere liebte. aber zuweilen hatte ich das Gefühl, als ob die Tote nicht mehr gegen die Lebende aufkommen konnte. —

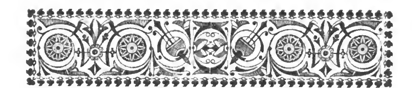
Immer werde ich an die Vergangenheit erinnert, aber nie mehr in trauriger Weise. Denn seit die Lebende mein Weib geworden ist, und nun im Hause schon zwei Kinder ihr Wesen treiben, ist alles ganz anders; deshalb wohl am meisten, weil sie so überaus verständig ist; und als ich ihr einmal, noch in jener Zeit, als ich um sie warb, von der Geschichte erzählte, bestand sie darauf, daß das große Bild, vor dem ich so oft einsam gesessen habe, nicht wie ich anfangs wollte, fortgeschafft wurde,

sondern seinen Platz behielt, ruhig den Platz behielt, den es bis dahin eingenommen hatte.

Und das schien mir immer eine Art entwaffnender Sühne zu sein gegen die Tote, die ich nun wirklich niemals vergessen werde, da ich so viel von ihrem Wesen in dem meines Weibes wiedergefunden habe. —



Fallende Tropfen



Bis tief in die Nacht hinein, unaufhörlich ein plätschernder Regen, gleichmäßig, einförmig, wie das Rauschen eines Wasserfalles.

Es ging auf Mitternacht, als der Regen endlich aufhörte. Eine zeitlang noch ein feiner Nebelfall, ein Zittern von Feuchtigkeit in der Luft — dann wurde es still.

Es klapperte nicht mehr gegen die kleinen Scheiben des Blockhäuschens, in dem ich auf einer Wanderung durch das Gebirge mein Nachtquartier gefunden hatte, es trommelte nicht länger so dumpf auf dem Schindeldache.

Ich drehte mich auf die andere Seite und schlief ein.

Ich konnte noch keine halbe Stunde im leichten Traum gelegen haben, als ich plötzlich wieder erwachte.

Ich horchte, indem ich mich fragte, warum ich nur erwacht sein mochte.

Dann wußte ich es plötzlich.

Tipp ... tipp ... tipp ...

Es tropfte aus der Dachrinne, und die schweren Wassertropfen mußten auf den Deckel einer Tonne fallen, so dumpf und hohlklingend schlugen sie auf.

Tipp ... tipp ... tipp ...

Gleichmäßig tropfte es.

Ich drückte den Kopf tiefer in die Kissen und wollte wieder einschlafen.

Allein gegen meinen Willen war ich gezwungen, auf die fallenden Tropfen zu hören, wie sehr ich mich sträubte.

Ich fing an zu zählen.

Erst die Tropfen. — Als ich bis hundert gekommen war — ein paar Minuten gingen darüber hin — fing ich an, mich über mich selbst zu ärgern; und ließ es.

Und dann überraschte ich mich, wie ich die Zwischenräume auszählte zwischen den einzelnen Tropfen.

Tipp .. 1 .. 2 .. 3 .. 4 .. 5 .. tipp 1 .. 2 .. 3 .. 4 .. 5 .. 6 .. 7 .. tipp 1 .. 2 .. 3 .. 4 .. 5 .. tipp 1 .. 2 .. 3 .. 4 .. 5 .. 6 .. 7 .. 8 .. 9 .. tipp ..

Ich wollte es nicht mehr hören — allein das war leichter gesagt als gethan.

Endlich stopfte ich mir die Decke über beide Ohren. —

Ich hörte: Tipp .... tipp ..... tipp ....

Zuweilen waren die Pausen sehr lang. Dann verging ich in Ungeduld — bis ich endlich den Ton hörte.

Der Tropfenfall klang so dumpf — so hohl. —

Es lag für mich etwas gespenstisches darin, ein geheimnisvolles, das mich verwirrte und mir den Schlaf raubte.

Durch die zugezogenen Gardinen stahl sich ein hellerer Schimmer. Ich konnte nichts deutlich erkennen, aber dennoch vermochte ich es, mir die niedere Kammer mit all ihren Einzelheiten peinlich genau wieder vorzustellen, genau wie jeder Gegenstand aussah nach Form und Farbe, wo er sich befand, und welchen Eindruck das in der Gesamtheit auf mich machte.

Die weiß getünchte Wand, dort der große braune Eichenschrank, die Truhe an der Wand, zwischen den Fenstern der Spiegel, dort ein Heiligenbild, in der Ecke ein Kruzifix, und an dem Kleiderhaken ein paar Seidenkleider der Bäuerin und ein Mantel mit unförmig großen silbernen Knöpfen.

Dann verwischte sich dieses scharf umrissene Bild

wieder in einem Augenblicke vollständig, in dem Augenblicke, als ich den ersten schwereren Tropfen fallen hörte.

Da lag ich nun mit offenen Augen und starrte in die Finsternis und hatte so gar keinen Gedanken. Und da überfiel mich wie ein jäher Schreck das Bewußtsein dieser Gedankenlosigkeit und ich fing an, über den seltsamen Zustand nachzugrübeln; es war, als ob ich einmal wieder wie so oft in zwei Personen mich geschieden habe: eine natürliche, die dalag, dem Tropfenfall zuhörte, und ein leises kaum merkliches Gefühl der Leiblichkeit hatte, — und eine andere, die darüber zu schweben schien, sich kritisch davon sonderte und über die erste und deren Empfindungen nachdachte.

Und dabei stellte ich mich gleichsam noch als ein drittes zu diesen beiden Funktionen meines Selbst und konstatierte sie wie ein gewissenhafter Reporter. —

Tipp ..... tipp ...

Die Tropfen fielen gleichmäßig.

Ich war aufgestanden und hatte die Fenster geöffnet, und die weiche Regenluft, die nach nassen Blättern und feuchter Gartenerde roch, wogte nebelhaft herein, daß mir

war, als läge ich mitten im Walde auf dem nassen Boden.

Das quirlte ganz leise durch mein Zimmer.

Dazu das monotone, nicht enden wollende Aufschlagen der Tropfen.

Das war so recht geeignet, um schlummernde Erinnerungen zu wecken.

Plötzlich mußte ich an einen hohlen Sargdeckel denken, und das Bild ward ich nicht wieder los.

Es war abscheulich ...

Ich versuchte es, mir die Bilder meiner Reise zu vergegenwärtigen. Es war unmöglich. Immer schob sich zwischen die Sonnenscheinlandschaft der schwarze Sarg, schwarz und schauerlich wie eine niemals endende Finsternis.

Und im Sarge pochte es, als ob ein Scheintoter darin liege und hinausverlange in die freie duftende Frühlingsluft, statt im dumpfen Modergeruche langsam ersticken zu müssen.

Eine unendliche Traurigkeit befiel mich, eine Trauer, die ich nicht bannen konnte, die mir das Herz still stehen ließ und mir Thränen in die Augen zu treiben drohte. Thränen, die so gar keinen Grund hatten, die aber in

meinem Innern aufquollen, als ob etwas in mir geborsten sei, und sich nun diese tobende, quirlende, gurgelnde Flut über alles ergieße und jede Vernunft und Überlegung wegschwemme, als ob die Pfeiler zusammenbrächen, die das Gebäude des sichern Haltes der Persönlichkeit gestützt hatten.

Da lag ich mit offnen Augen und starrte in die Nacht, hörte immerfort auf die fallenden Tropfen, und zählte die Zeit, die zwischen dem einzelnen Aufschlagen verstrich. Und so kam ich zum Bewußtsein der Zeit, und plötzlich fiel mich der Gedanke an, wie es sein würde, wenn nun eine lange Zeit verstrichen sei und ich dann nicht mehr war ...

Ich suchte mir das ganz deutlich auszudenken: alles war genau so wie jetzt ... nur ich selbst fehlte. —

Allein ich kam zu keinem klaren Gedanken. Ich brachte es nur so weit, daß ich mich nicht mehr in der Außenwelt dachte, daß ich dort gestrichen war. Allein ich dachte ja die ganze Welt, und so war ich noch immer da, und ich konnte mich nicht hinausdenken. Das ging gar nicht.

Aber einmal kam die Zeit — dann war ich nicht mehr, dann hörte, sah und empfand ich nichts mehr —

dann moderte ich in der Erde; — aber die Welt ging ruhig ihren Gang weiter als sei nichts geschehen!

Nur ich war nicht mehr! —

Nichts hatte ich gethan, was je an mich erinnern konnte, nie hatte ich eine Zeile geschrieben für die Nachwelt, keine jener Melodien, die mich umsummten, jemals aufgezeichnet.

Spurlos ging ich vorüber.

Ich hatte Gedanken, aber ich vermochte es nicht, sie den anderen mitzuteilen, ich quälte mich mit der Form, ich quälte mich schon vorher so lange, bis ich es aufgab. Es half ja doch zu nichts.

Und ich sollte die Welt einmal lassen, und sollte nie wieder die Sonne sehen, und die grünen Berge, die braune Heide und die Schönheit der Menschen; nie mehr die Vögel singen hören im Hain, keine liebe weiche Frauenstimme mehr hören, eine jener müden Stimmen, die ich so sehr liebte. Nie mehr würde mein Herz schlagen, weder in sorgender Angst noch in jauchzender Freude; es würde ja in Asche zerfallen sein — ein elendes Häuflein grauer Asche, tief in der mobrigen

Erde vielleicht, oder besser noch in einer schönen Urne irgendwo.

Das würde alles sein. — —

* * *

Meine letzte Liebe war mir treulos gewesen, und ich hatte ihr Lebewohl gesagt, ganz ruhig, sehr vornehm, wir waren uns gleichgiltig.

Wie konnte also mein Tod sie rühren . . .

Nicht einmal das! —

Ich lag still . . . ganz still auf dem Rücken. —

Tipp . . . tipp . . .

Fallende Tropfen! —

Als ob es leise an meine Seele poche, bittend wie um Einlaß.

Bild auf Bild zog an mir vorüber . . .

Jetzt klang es wie das Dröhnen eines niederschmetternden Eisenhammers. Und ich sah eine Schmiede, sprühende Funken, eilende Arbeiter, ein Knistern und Knittern, ein Aufflammen und ein blutrotes Glühen und zwischendurch immer das schmetternde Niederstürzen des Dampfhammers.

Das Bild verwischte sich . . .

Eine weite sonnenhafte Ebene.

Wogende Kornfelder, grüne Gehölze, hie und da eng zusammen gedrängt rote Dächer, aus deren Mitte der spitze Kirchturm aufragt.

Und überall lange Reihen, aufblitzend, im Korn verschwindend, zusammengeballt hinter den Wäldern und Hügeln, zwei Reihen gegen einander drängend . . . und dort jagende Schwadronen . . . ein Flirren und Flimmern, und diesen Ketten entlang feiner weißer Rauch und Staubwolken, wirbelnd — und dann über dem schwachen Knattern, das wie leiser, ferner unruhiger Trommelwirbel klang, ein lauter schütternder Ton: die Kanonade.

Langsam . . . dumpf dröhnend . . . Schuß um Schuß. — —

Dann klang es mit einem Male schneller, — immer ein lauter Ton, und dann ein etwas leiserer.

Tick . . tack . . . tick . . tack . . .

Ganz wie die alte Wanduhr auf der Diehle Onkel Heinrich's, die man auch immer so hörte in der Mittagsstille des Hauses, wenn sich nach Tisch alles behaglich zum Schlafen gelegt hatte.

Das war eine schöne Zeit regelmäßig in den Ferien, dieser Aufenthalt auf dem Lande in dem großen Gutshause.

Wenn es recht warm war am Mittag, spannte ich mir in dem großen, an die immer kühle Diehle grenzendem Zimmer die Hängematte aus und hielt Siesta, um so recht mit Genuß zu verdauen.

Draußen summten die Bienen, von fern hörte man das Brüllen einer Kuh, ein Huhn scharrte, und auf dem Dache gurrten die Tauben; und all diese Töne klangen in einander, bis die müden Lider immer schwerer wurden — und das Denken schwamm langsam hinüber in das dunkelblaue Traumland. —

Nun stand ich am Meer, weit draußen auf der Mole. Der Sturm fegte in das Land, und mit regelmäßig klatschendem Schlage warf er die schaumsprühenden Wellen gegen die Steine, eine Riesenwelle nach der anderen, mit dumpfem Aufschlag des Wassers.

Zwischendurch das Heulen und Stöhnen des Windes, der mit dem Sande zwischen dem Dünengrase sein Spiel trieb. — —

Dann hörte ich wieder, daß es nur die Tropfen waren, da draußen. . .

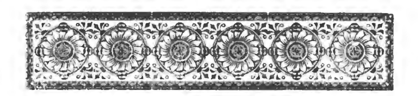
Ich schlug die Augen auf, um mich zu vergewissern, und ich sah, wie ich noch immer in der engen Stube lag

und die feuchte Luft durch alle Fugen drang, während draußen gleichmäßig die Tropfen fielen.

Und wieder fing ich an zu zählen und dann lag ich da — gedankenlos und ohne Empfindung, lange — lange Zeit — wie gestorben . . . und endlich muß ich doch wohl eingeschlafen sein, denn am andern Morgen erwachte ich plötzlich, und die helle freundliche Morgensonne schien glitzernd lebensfroh in die kleine Kammer. —

Nixenaugen





Wir saßen vor dem Café zur Oper in Budapest, mit dem Rücken gegen einen der Steinpilaster, und betrachteten die vorüberziehende Menschenmenge, die auf der Radialstraße promenierte.

Mein Begleiter hatte seinen träumerischen Tag. Er war still und verschlossen; und sah über die Menschenmenge weg, als ob sie ihn nichts angehe.

Plötzlich fiel sein Blick auf eine rasch vorüberschreitende junge Dame im grauen Staubmantel. Sein Gesicht belebte sich, er beugte sich vor und schien im Begriffe aufzuspringen, als er sich schon wieder lässig zurücklehnte.

— Kanntest du die Dame, fragte ich.

— Nein! . . .

hellgrau; von unergründlicher Tiefe, in die sich der Blick verlieren konnte ... rätselhafte Augen, die wie das Meer im Sonnenglanze schillerten.

Ich sah sonst nichts von dem Gesichte, nur diese märchenhaften Augen.

Geza hatte gleich Feuer gefangen. Ohne daß ich etwas sagte, bogen wir in einen Seitenpfad, um ihr so zu begegnen, und jetzt wirkten die Augen noch mehr. Das Gesicht war ruhig und kalt, die Lippen schmal und bleich, die Nase ein wenig stumpf, und nur um die Nasenflügel schien eine leise Sinnlichkeit zu flattern.

Ich zog Geza fort, denn ich war eifersüchtig auf seine Blicke; seine leicht hingeworfenen Worte empörten mich. —

Als wir sie wenige Minuten später wiedertrafen, ging ein Herr neben ihr.

Geza zuckte bedeutungsvoll mit den Schultern, so daß ich ihm fast etwas erwidert hätte, und sagte bedauernd:

— Katò! ... Siehst du, jetzt sind wir eingegangen. Ein anderer, der glücklicher ist als wir. Trösten wir uns. ...

Wir gingen in die Stadt zurück. Ich sah das merkwürdige Mädchen mit den hellblonden Haaren und den kalten grauen Augen immer vor mir. Es waren die Augen einer Nixe. So kalt und leidenschaftslos, so wasserhell in diesem Antlitze einer schönen Toten.

Die Nacht träumte ich von ihr. Dann vergaß ich sie. —

Acht Tage später begegnete ich ihr am Morgen am Franz-Joseph-Quai. Ganz plötzlich schien sie vor mir aufzutauchen, daß ich im Augenblicke, als ich sie sah, erschrak und das Blut mir durch die Adern jagte.

Ich hatte sie zu spät erkannt. Als sie vorüber war, versuchte ich vergebens mir vorzustellen, wie sie ausgesehen hatte. Ich wußte es nicht mehr. Ich wußte nicht einmal die Farbe ihres Kleides.

Nur ihre Augen hatte ich gesehen, und in diesen Augen schien ein geheimnisvoller Zauber zu liegen, der mir keine Ruhe mehr ließ.

Ich mußte immer an sie denken, ich sah diese grauen Blicke auf mich gerichtet, und eine brennende Sehnsucht überkam mich, dieses Mädchen kennen zu lernen. —

Wieder verflossen acht oder zehn Tage. Ich konnte mich von der Erinnerung nicht losreißen.

Sie stahl sich in meine Träume, ich lag des Nachts in ihren Armen, wo sie mit bleichen Lippen mir das Blut aus den Adern küßte, und mich mit den Blicken ihrer kalten Nixenaugen langsam tötete. —

Ich sah sie wieder, ein paar Mal allein; einmal mit einer alten, vornehm aussehenden Dame, bei der sie plaudernd stand. Als ich an ihr vorbeiging, folgten mir ihre Blicke, als wollte sie fragen, was mich ihr in den Weg führe.

Ich folgte ihr, wie sie durch die Straßen ging. Ich beobachtete dieses leise Wiegen der Hüften, dieses Hinschweben über die Erde; und doch wagte ich nicht, mich ihr zu nähern. Wenn sie von den breiten Straßen in eine kleine Seitengasse bog, blieb ich zurück, damit ich ihr nicht auffiel.

Gern hätte ich gewußt, was sie war, wo sie wohnte; — aber solange folgte ich ihr nicht.

Eines Nachmittags traf ich sie in einer völlig vereinsamten kleinen Gasse. Nur die Sonne spielte auf dem Pflaster und glitzerte in den kleinen Scheiben der Häuschen. Kein Mensch war zu sehen. Mir schien, als

ob sie im Vorübergehen den Kopf leicht nach mir wende. Ich wagte nicht einmal, mich umzublicken. —

Ob ich sie anreden durfte? —

Ich bin nie darüber weggekommen, wie man ohne weiteres ein Mädchen auf der Straße anreden kann, ohne sie zu beleidigen, auf das allertiefste.

So habe ich gar manches verfehlt. Man hätte es mir so oft nicht übel genommen, wenn ich ohne Rücksicht zu nehmen, die Bekanntschaft gemacht hätte. Aber ich wagte es immer nicht. —

Ich weiß nicht, aus welchem Anlasse: aber eines Tages redete ich mir ein, die Nixe sei kein anständiges Mädchen. . . .

Ich sah sie immer allein, nie mit einer Dame, nie mehr mit einem Herrn. Auch grüßte sie niemand.

Vielleicht, weil ich nicht den Mut hatte, ihr näher zu treten, suchte ich sie jetzt vor mir selbst herabzusetzen. Dann konnte ich sie ruhig anreden. Ich brauchte ja, wenn ich so dachte, nur mit ihr zu unterhandeln, um sie mein zu nennen.

Ich that es nicht. — Im stillen sagte ich mir wieder, das sei sinnlos. Mit diesem Gesicht, dieser Anmut, mit

diesen tiefen, offenen Augen, durch die man bis auf den Grund der Seele schauen konnte, war es nicht denkbar, daß sie etwas anderes als ein ehrliches Mädchen war.

So lagen die widerstreitendsten Gefühle bei einander und die Wünsche, sie sei unnahbar, und die entgegengesetzten, sie sei für mich ohne weiteres zu haben, rangen miteinander.

Eines Abends kam die erste Entscheidung. —

Die Dämmerung war hereingebrochen.

Ich schlenderte durch die Stadt und kam vom Donauquai durch die Postgasse auf die Waitznerstraße, als ich die Nixe dicht vor mir sah.

Ich war entschlossen. Heute oder nie! Ich wollte sie anreden, und folgte ihr.

Sie ging mit dem ihr eigenen schnellen Schritte durch die ineinander flutende Menschenmasse.

Dann bog sie plötzlich rechts ein. Ich folgte ihr und wollte eben meine Schritte beschleunigen, als ich sah, wie etwa acht bis zehn Schritt hinter ihr ein Herr folgte, ohne daß es jedoch auffiel, da er sie scheinbar nicht ansah. —

Nun hatte ich die längstgesuchte Gelegenheit, ihre

Bekanntschaft zu machen, indem ich sie von dem Zudringlichen befreite. Allein ich entschloß mich, noch zu warten; erst wenn er sie anredete, wollte ich vortreten.

An der Elisabethpromenade bog sie durch das Gitterthor in den Garten ein, und verlangsamte ihren Schritt. Unter dem dichten Laubgange blieb sie dann stehen. Im nächsten Augenblicke war der Herr bei ihr, und sie schritten nebeneinander durch die im tiefsten Dunkel liegenden Anlagen, die vom Nachtdufte der Blumen erfüllt waren.

Als ich das sah, konnte ich nicht anders . . . ich mußte laut über mich lachen, aber es that mir weh, und ich erschrak davor.

Ohne weiteres kehrte ich um. —

Und ich Thor hatte sie vor jenem schützen wollen! —

Ich ging zum Hangl Kiosk und setzte mich in den Garten. Rings um mich lachende schwatzende Menschen.

Mußte es denn durchaus ein Liebesabenteuer sein, das jene beiden dort zusammengeführt hatte? . . . Wer konnte das behaupten. Nein — es sah garnicht darnach aus. Sie hatten sich nicht einmal die Hand ge-

geben. Und weshalb liefen sie durch die ganze Stadt erst bis zur Elisabethpromenade?

Wenn es wirklich ein leichtsinniges Mädchen war, brauchte es doch nicht solcher Umständlichkeiten.

Dieses Rendez-vous mußte einen harmlosen Hintergrund haben. Ich freute mich, es erlebt zu haben, denn jetzt hatte ich ein Geheimnis mit ihr. Ihre Gestalt hob sich leibhaftiger aus dem Nebel meiner Erinnerung, und sie schien mir begehrenswerter als je. —

Über dem Schlosse in Ofen stieg die Mondsichel auf. Der Himmel war sternenklar. Die Wogen der Donau schlugen an die steinernen Quaimauern, und ein warmer Frühlingsnachtwind rauschte träumerisch einschläfernd durch die Laubkronen der Bäume; und ich dachte an ihre Schönheit.

Es war kein sinnliches Begehren ... ich liebte sie. —

Ich fühlte es an dem leisen Schauer, der mich durchrieselte, wenn ich an sie dachte, an dem heftigeren Schlage meines Herzens; an dem Schrecken, der mich durchzuckte, jedesmal wenn ich sie sah.

Diese Augen, diese bestrickenden Augen. . . .

Ich mußte sie kennen lernen, mußte ihr das alles

sagen. — Hatte sie mich denn nicht angeblickt, als ob auch ich ihr nicht gleichgiltig sei? Stand in ihren Augen nicht die Frage: Wer bist du und warum starrst du mich so an?

Ich wollte sie anreden, — und drei Tage darauf that ich es.

Ich hatte sie gesucht durch die ganze Stadt, ohne sie zu finden. Gegen Abend kam ich in das Stadtwäldchen. Eine Zeit lang hatte ich der Musik auf der Drahtinsel zugehört, dann stand ich auf und schlenderte um den kleinen See.

Die Sonne war untergegangen. Mit grauem Schleier lag die Dämmerung in der Luft. Die Büsche dufteten so süß. Auf dem Teiche plätscherten noch einige Gondeln, und hunderte von Maikäfern schwirrten summend durch die abendstille Luft oder fielen matt vom lichten blattgrün der Zweige.

Es ward dunkler . . .

Da sah ich sie wieder vor mir, wieder jählings. —

Ganz allein, langsam träumerisch am Ufer des Sees hinwandernd, in ihrem schlichten grauen Kleide mit dem

schwarzen modischen Hute, einen dunkelroten Sonnenschirm in der Hand.

Am liebsten wäre ich ihr jetzt ausgewichen. Allein, ich hatte einmal den Entschluß gefaßt, und sprach sie an. —

Mit ein paar Schritten war ich neben ihr. Als ich meinen Hut zog, trat sie beiseite und schien im Begriff, umzukehren. Ich stotterte ein paar überstürzte Entschuldigungen. Sie schien mich wieder zu erkennen, und ich glaubte, ein leichtes Lächeln um ihren Mund zu sehen.

Ich entschuldigte mich sehr höflich, daß ich sie so ohne weiteres angeredet habe. . . .

Wir begannen zu plaudern. Ich glaube, ich habe mich sehr seltsam benommen, denn ein leichtes ironisches Lächeln schwand nicht aus ihren Zügen.

Sie erzählte, daß ich ihr sehr wohl aufgefallen sei. Ich bat um Verzeihung, wenn ich sie belästigt hatte, aber sie schüttelte den Kopf. Das war nicht nötig. Sie hatte nichts zu vergeben. . .

Am artesischen Brunnen vorüber, betraten wir die Andrassystraße. Es war völlig Nacht geworden. Überall flammten die Lichter auf.

Was ich mit ihr gesprochen, weiß ich nicht mehr. Ich hörte ihre Worte gar nicht. Ich fühlte nur den Klang mein Herz erbeben machen, sah nur die wunderbaren Nixenaugen zuweilen mit seltsamen Leuchten auf mich gerichtet, und atmete voll den eigentümlichen Duft ihrer Nähe.

Ich habe viel mit Frauen zu thun gehabt, und doch bleibt mir jedes schöne Mädchen ein Heiligtum, dessen Schwelle zu überschreiten, eine bange Scheu mich zurückhält, . . . Furcht vor der Schönheit.

Und diese Scheu vermag ich nicht abzulegen, denn ich kann ein Weib nur begehren, wenn ich sie liebe. Beides ist für mich allezeit eins gewesen. —

Am Leopoldsplatz verabschiedeten wir uns. Ich reichte ihr die Hand, und ich ging, ohne mich auch nur ein einziges Mal nach ihr umzusehen.

Die Erinnerung wühlte und wühlte in mir, sie ließ mich die Nacht nicht schlafen, und am folgenden Tage trieb es mich ziellos durch die Stadt. Lange vor Einbruch der Dämmerung war ich auf der Elisabethpromenade. Ich setzte mich auf eine der Bänke und wartete, denn sie hatte mir gesagt, daß sie abends meist hier ihre

Promenade mache. Nur ausnahmsweise hatte sie sich gestern im Stadtwäldchen verspätet und kehrte erst so spät heim.

Nie habe ich einem Rendez-vous mit solcher Erregtheit entgegengesehen.

Die Promenade war überfüllt. Ein glühend heißer Frühlingstag war zu Ende gegangen. Es wehte kühler durch die dichten Zweige der Büsche und Bäume.

Endlich sah ich sie, wie sie allein den Laubgang daher kam. Ich ging ihr entgegen.

Sie empfing mich mit freundlichem Lächeln.

Ich konnte es nicht unterlassen, ihr zu gestehen, daß ich sie nicht zufällig getroffen hatte. Sie war durchaus nicht böse über dieses Geständnis.

Langsam schritten wir durch die Anlagen, wie zwei alte Freunde plaudernd.

Ich mußte an das andere Rendez-vous denken. Wozu die Heimlichkeit dabei? . . . Mit mir war sie schon durch die ganze Stadt gegangen, und jetzt ging sie neben mir, mitten durch all diese lachenden, plaudernden Menschen.

Es fing an, kühler zu werden. Sie zog ihr kleines schwarzes Jaquet fester um die schmalen Schultern.

Ich fragte, ob es sie friere.

— Ein wenig.

— Durfte ich ihr den Vorschlag machen, daß wir gemeinsam zum Hotel Jägerhorn gingen, um im Garten ein wenig Zigeunermusik zu hören? — Einen Moment schien sie zu zaudern, dann willigte sie ein.

Wir gingen dem Hotel zu, schritten durch das Vestibül in den künstlichen, hübschen Garten, wo wir an einem der von Palmen, Oleandern und Lorbeerbäumen umschatteten Tische Platz nahmen, gerade als die kleine Kapelle wieder eine ihrer jauchzenden, klagenden Weisen zu spielen begann.

Ich befand mich in einer ganz eigentümlichen Situation.

Sie hatte meinen Vorschlag ohne weiteres angenommen. Das versetzte mich wieder in Zweifel.

Ich war unruhig und wollte es doch nicht merken lassen. Ihre Nähe berauschte mich. Ihre Kleider streiften mich, ich fühlte ihre Blicke forschend auf mich gerichtet, und wenn ich ihr in die Augen sah, verlor ich mich in diesen lichten und doch so geheimnisvollen Tiefen.

Die wilden, jauchzenden Klänge der Zigeunermusik

steigerten meine Erregung. Ich wußte zuletzt nicht mehr, was ich sprach; alles verwirrte sich.

Es war elf Uhr vorbei, als ich daran dachte, aufzubrechen. Sie lachte. Sie hatte noch Zeit. Es hielt sie nichts ab. —

Endlich brachen wir auf.

Die Straßen schliefen einsam und verlassen. Kein Mensch war mehr zu sehen. Nur der blasse Mondschein lag über dem Häusermeer ausgebreitet, und unsere Schritte hallten durch die nächtige Stille der weiten, öden Straßen.

Ich bot ihr den Arm, und ich fühlte ihren weichen vollen Arm in dem meinen. Ihre ganze Gestalt schien sich anzuschmiegen in Hingebung.

Einmal hob sie den Kopf, und ein leuchtender Blick aus diesen nixenhaften Augen, wie ein Blitzschein huschte über mein Gesicht, daß ich unwillkürlich ihren Arm fester an mich preßte.

Kein Wort fiel. Schweigend schritten wir durch die Nacht. Ich fühlte die Wärme ihres Blutes, der Duft ihres Wesens schien in mich überzugehen, ihr Sein sich mit dem meinen zu verschmelzen. —

Es war Liebesstimmung, was ich empfand. Kein Begehren, keine Leidenschaft, die glückliche Zufriedenheit, die wunschlose Wonne, ihre Nähe genießen zu können. —

Wir standen vor ihrem Hause. —

Ich wollte den Hausmeister klingeln, als sie einen kleinen Schlüssel aus der Jaquettasche zog und die Thür öffnete. Sie stand auf der zweiten Stufe und trat in den Hauseingang. Ich stand auf dem Trottoir.

Mir schien alles ein Traum, wie sie so in dem Hausthor stand, ihre zitternden grauen Augen auf mich gerichtet, wie die Thür hinter uns leise in das Schloß fiel, sie nach meiner Hand griff und wir uns die Treppe hinauftasteten. . . .

Dann stand ich in einem großen dunklen Gemache, in das nur durch die Falten der Vorhänge ein paar feine Mondstrahlen sich einschlichen.

Ich hatte die Arme ausgestreckt, ich berührte ihre Schulter. Und dann im Dunkel lag sie an meiner Brust, und ich zog sie fest und fester an mich. Meine Lippen streiften ihr Haar, ihre Stirne, — dann fühlte ich, wie sie den Kopf hob, ihr Mund den meinen suchte,

und unsere Lippen sich fanden zu einem endlosen, leidenschaftlichen Kusse.

Ich fühlte die junge elastische Gestalt in meinen Armen, wie sie sich an mich drängte, und doch empfand ich nichts, nur wie ihre Augen so seltsam schimmerten, die ich selbst jetzt im Dunkeln zu sehen glaubte.

Sie löste sich aus meinen Armen, ein Licht flammte auf, und bald warf eine Lampe ihren matten Schein durch das hohe dunkelgetäfelte Gemach, durch das ich meine suchenden Blicke wandern ließ. Es war mit vornehmer Eleganz ausgestattet, wenn die Art mir auch für ein junges Mädchen seltsam schien.

Sie hatte den Hut abgenommen, und meine Blicke umfingen ihre Gestalt, während ich ihr half, sich ihres Jaquets zu entledigen.

Dann kehrte sie sich um, lächelte mich an, und streckte mir beide Hände entgegen. Sie waren fieberheiß. —

Noch immer hielt ich ihre Hände gefaßt und schaute in das bleiche Gesicht. Sie lächelte mich an halb verlegen, halb etwas spöttisch, wie es schien. Ich hatte noch immer kein Wort gesagt.

Plötzlich wurde sie ernst, und mich mit einem fragenden

Blicke streifend, zog sie mich mit den Augen der angelehnten Thür zu.

Als ich auf der Schwelle stand sah ich, daß es das Schlafgemach war. —

Und nun geschah etwas seltsames mit mir. Ich kam plötzlich zur Besinnung, wo ich war. Der Traum fiel von mir ab.

Allein ich handelte nicht, wie jeder andere in meinem Falle gethan hätte. — Ich begreife es nicht mehr, und du wirst es gewiß lächerlich finden, aber ich konnte nicht anders, wie unter einem Zwange handelte ich.

Ich nahm sie bei der Hand, führte sie zurück in das Zimmer, wo sie sich auf dem Sofa niederließ und mich mit erstaunten Augen fragend anblickte.

Ich nahm ihre beiden Hände und küßte sie. Sie entzog sie mir rasch, und eine Blutwelle schoß in ihre bleichen Wangen.

Dann hob ich ihr Gesicht zu mir empor und sah ihr lange in die Augen, in diese seltsamen, rätselhaften Augen.

Sie schauerte zusammen, und legte den Kopf an meine Schuler, daß mein Mund ihr krauses hellblondes Haar berührte.

Nach einer langen Pause fing ich endlich an zu sprechen, stockend und in langen Absätzen. —

Was ich ihr alles gesagt habe, weiß ich nicht mehr. —

Ich sprach ihr davon, wie ich sie zuerst gesehen hatte, wie der Gedanke an sie Besitz von mir ergriffen, unmerklich allmählich, wie ich mich zuletzt nach ihr verzehrt hatte in brennendster Sehnsucht, und nur den einen Wunsch hegte, sie kennen zu lernen.

Sie hörte mich schweigend an. Nur ihr Atem ging hastiger. Die seltsame Stille, die mich umfing, wirkte beängstigend auf mich wie auf sie. Ich verwirrte mich. Ich wäre am liebsten geflohen.

Sie aber hielt mich, sie zog mich an sich in schmeichelnder Zärtlichkeit, und ihre Küsse sagten mir mehr als alle Worte, diese vollen, frischen, sehnsüchtigen Lippen.

Hatte ich das nicht ersehnt? . . . Aber nun drängte ich sie von mir, fast angstvoll.

Ich suchte mich ihrer Umarmung zu entwinden.

Ich fühlte mich zu ihr hingezogen, und doch wußte ich, daß wenn ich mich gehen ließ, ich hernach sie und mich verachten müßte.

Es war eine Empfindung wie bei übergroßer Verliebtheit, daß ich nicht fähig war, sie als Weib zu nehmen.

Es zog mich zu ihr hin, aber es war alles übereilt, und der Wunsch schlief noch in mir, weil ich in meinem Empfinden zu langsam war, und alles erst geweckt werden mußte.

Ich hatte geglaubt, sie mir umständlich zu erringen, es mir zu verdienen, gleichsam als einen Preis; und nun sollte mir das ganz ohne mein Zuthun in den Schoß fallen.

Dadurch ward es für mich völlig wertlos.

Und ein herzbeklemmender Jammer erfaßte mich, daß es mich schüttelte. Ich sprang auf, wand mich aus ihren Armen, und wollte fort.

Und zwischen den Küssen redete ich wirr und abgebrochen: daß ich sie lieb habe, aber nichts von ihr begehre; daß ich fort wolle. Und dabei streichelte ich sie, die ganz wirr wurde, überschüttete sie mit Liebkosungen, die kein Ziel hatten, und ihr nur um so befremdlicher scheinen mußten.

Dann von einem plötzlichen Entschlusse erfaßt, daß ich fort mußte, fliehen, damit es ein Ende gab, weil ich

nicht wußte, was sonst geschehen sollte, eilte ich hinaus, ehe sie mich halten konnte, und tastete mich die dunkle Stiege hinunter.

An der Thür stockte ich. Wie sollte ich hinaus. Ich tastete am Schloß herum. Sie hatte die Thür nur zufallen lassen, nicht zugeschlossen, und das Thor war von innen zu öffnen. —

Ich stand auf der Straße.

Die kühle Nachtluft strich um meine Stirn. Ich ging der Donau zu, und erst am Quai verlangsamte ich meine Schritte.

Ich hörte das mächtige Rauschen des breiten Stromes an den Ufermauern, das Plätschern an den Dampfern und Booten, das leise Klatschen des Wassers gegen die Planken der Fischkästen, die Bretter und Balken der Badeanstalten.

Sonst war es still um mich. Kein Mensch mehr weit und breit.

Und ich wußte noch immer nicht, hatte ich das wirklich erlebt, oder war es ein seltsamer Traum gewesen.

Dann wußte ich, es war kein Traum. An meinen

Kleidern hing der leichte Duft eines feinen Parfums, und auf meinen Lippen brannten ihre Küsse. —

Nach langer Wanderung ging ich heim, um in einen Halbtraum zu verfallen, aus dem ich am folgenden Tage mit wirrem Kopfe und zerschlagenen Gliedern erwachte.

Ich wollte an den Abend nicht mehr zurückdenken. Allein es war vergebens. Ich war wie im Banne. —

Jetzt kam mir mein Benehmen ganz seltsam phantastisch vor, und doch konnte ich auch bei ruhiger Ueberlegung nicht anders handeln, als ich gethan hatte.

Ich wollte zu ihr, aber ich fand den Mut nicht. An dem nächsten Tage so wenig, wie an allen folgenden; die ganze Woche nicht. . . .

Wie oft bin ich nicht in die Gegend gekommen, an dem Hause vorüber. — Ich wußte nicht einmal ihren Namen. Durfte ich überhaupt wagen, mich ihr wieder zu nähern? —

Ich suchte sie überall, aber ich fand sie nicht mehr.

Und die Sehnsucht, sie wieder zu sehen, sie zu sprechen, ward immer reger in mir. . . . War es nicht seltsam, daß sie wie vom Erdboden verschwunden zu sein schien, nachdem ich sie vorher so oft getroffen hatte? —

Endlich wagte ich Erkundigungen einzuziehen; zuletzt ging ich selbst. Sie wohnte dort nicht mehr. Niemand wußte, wohin sie gegangen war. —

Und dabei versehne ich mich noch immer nach ihr. Ich denke oft an dieses seltsame Mädchen. Ich möchte sie noch einmal sehen und sprechen, ein einziges Mal. —

Mehr als vier Wochen sind vergangen. Ich habe sie gesucht an allen Orten. Ich finde sie nicht.

Aber ich habe das Suchen nicht aufgegeben, ich hoffe immer noch, sie einmal zu finden.

Was ich dann thun werde? — Ich weiß es nicht. Ich weiß nur das eine, daß ich dieses Mädchen liebe, aber daß ich im stande bin, sie wie das erstemal auch jetzt zu verschmähen, weil sie mir anfangs unnahbar schien, und es deshalb auch jetzt noch für mich ist. — — — —

* * *

Er lehnte sich zurück und blickte zum Himmel auf, der mit hunderten von Sternen besät war.

Allmählich war die Dämmerung hereingebrochen und völlig in Nacht übergegangen.

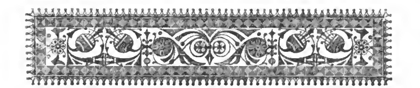
Wir blieben lange stumm sitzen. Er starrte vor sich

hin, in die an uns vorüber in die Stadt zurückflutende Menschenmenge.

Vielleicht war sie, die er suchte, dazwischen und schritt ungesehen an uns vorüber, von dem Schwarm umhüllt und der Nacht geschützt, gleich dem Glück, das auch oft an uns vorübergeht und unseren Arm streift, während wir nicht ahnen, daß es das Glück war, das uns dann für immer entschwunden bleibt. —

Nur ein Modell





Die friedliche Ostsee rauscht sanft hinein in meine lässigen Nachmittagsträume, — ein lindes Rauschen wie müßige Träumereien.

Drüben hebt sich im hellen Sonnenglanze die Küste von Saßnitz; und wie vor Jahren liege ich am weißen Strande Rügen's und blicke hinaus auf die weite blauwogende Bucht, die der Wald mit grünem Arme umfängt.

Damals! —

Damals gab es die modernen Hotels noch nicht, von denen herüber die brausenden Klänge des Tannhäuser klingen und sich in das linde Rauschen der Wellen mischen, die auf dem feinen schneeweißen Sande oder in dem Gewirr des schwarzbraunen scharfduftenden See-

tangs sich verlaufen. — Damals gab es hier noch nicht diese kribbelnde, wimmelnde Menschenflut, die überall im Sande umherliegt, am Meere entlang promeniert oder sich plaudernd im Strandkorbe versteckt.

Damals gab es hier noch nicht so viel schöne Frauen, deren Toiletten wechselvoll sind wie das Spiel der Wellen, daß man nicht weiß, wohin man den Blick wenden soll. —

Aber eine fand sich doch in der damaligen Einsamkeit, nicht blendend schön, aber voll Anmut und Liebreiz und voller Güte. Das verrieten ihre Augen.

Am einsamen Strande, wo jetzt die Landungsbrücke sich weit hinaus erstreckt in das Wasser und die kleinen menschenüberfüllten Boote den Verkehr mit den mächtigen Dampfern vermitteln, wo die ragenden Türme des Kurhauses sich erheben, von dessen Spitzen unruhige Fahnen nervös flattern, — dort lagen wir oft im Sande, sahen hinaus auf das Meer, das im Sonnenscheine träumte, hinüber nach der felderreichen und waldigen Küste von Stubbenkammer oder nach rechts auf das steile Waldufer der Granitz mit seinen verschwiegenen Bergpfaden.

Wir plauderten darüber, ob es möglich sei, eine Frau

nur um ihrer selbst willen zu lieben, ohne Nebengedanken, einzig und allein um ihrer selbst, weil doch die Liebe der empörendste Egoismus ist, den es auf der Welt giebt, weshalb man nicht nachdenken soll über die Liebe und nicht grübeln. Denn eine Empfindung, über die man sich klar zu werden vermag, ist nicht mehr echt, sondern schon erlogen. —

Wir plauderten über die tausend Rätsel des Menschenherzens am Strande des Meeres, einsam am Hange einer zerrissenen Düne, zwischen den spärlichen, langen, knisternden Gräsern und Halmen, die im Winde raschelten.

Sie lag etwas höher, auf dem schottischen Plaid lässig hingestreckt; gegen die Sonne, die an der jenseitigen Küste langsam hinter dem Walde versank, durch den roten Schirm geschützt, der ihr feines blasses Gesicht mit einem flüchtigen Rosenhauche bedeckte.

Mit unruhigen Stößen stemmte sich die See gegen das flache weißsandige Ufer, während lange feine Silberstreifen aus Schaum sich im Kies verliefen. —

Es war einsam geworden an der Düne.

Die wenigen Menschen hatten sich zum Aufbruch

gerüstet; und wir blieben allein, während die Sonne gesunken war und eine kühle Brise vom Meer her wehte.

Seit vierzehn Tagen plauderten wir so, allabendlich ein Stündchen in der Dämmerung.

Wir waren beide fremd in der kleinen Gesellschaft, die sich am Badestrande zusammengefunden hatte. Und da wir Nachbarn waren, traten wir uns allmählich näher.

Was außer der mädchenhaften Schönheit bei der jungen Frau am meisten bezaubern mußte, war die ungemein seltene Fähigkeit, sich mit Verständnis anzuschmiegen und einer Augenblicksempfindung, einer auftauchenden Stimmung hilfreich entgegenzukommen.

Die Einsamkeit macht immer klug, und sie war viel allein, da sie kinderlos war und ihrem Gatten fremd, dem sie nicht gestattete, Einblick zu thun in ihr Innerstes, weil sie zu keusch war, zu sensitiv, weil sie immer nur aus einer Stimmung heraus denken und sprechen konnte, wie wir es thaten, als wir an der Düne lagen und hinaussahen auf das grüne Meer, das mit einbrechender Nacht sich dunkler und dunkler färbte.

Diese Abendstimmung lockte sie aus sich heraus, daß sie sich nicht mehr fürchtete wie sonst, sondern zutraulich

wurde. — Ich mußte an ein kleines Wiesel denken, das ich wenige Tage zuvor in der Nähe des Jagdschlosses beobachtet und belauscht hatte, wie es tanzte und hüpfte und mit klugen Augen in die Sonne lugte, während ich regungslos kaum zwei Schritte entfernt im tiefen Grase unter einem Haselstrauche lag, der seine ersten blaßgrünen Nüsse ansetzte.

Das flinke Tierchen huschte unter den Büschen hin, raschelte in den gelben Sträuchern, verschwand in der Erde, um an einer anderen Stelle wieder aufzutauchen, sah hie und da flüchtig zu mir herüber, aber beachtete mich nicht weiter.

So ging es auch mit der jungen Frau, die sich nicht mehr scheute, sich mitzuteilen in seltsamem Vertrauen.

Es lag darin etwas so keusches, mädchenhaftes, etwas so schmiegsames, das man ihr gar nicht zutraute.

Dafür war ich immer am meisten empfänglich, und so fanden wir uns, gleichsam jenseits der gesellschaftlichen Schranken, auf dem Boden des Gefühls.

Und da wir viel Muße hatten und immer beisammen waren, unterblieb es nicht, daß sich zwischen uns ein Roman entspann, ein kleiner Roman, der so duftig war,

daß man nicht daran rühren durfte, daß jeder Hauch von außen her die zarten Blüten brechen mußte.

Es war wie ein Traum mit der steten Besorgnis, daß ein einziger unrichtiger Ton uns aus dem Halbschlafe schrecken konnte.

Sonnenschein und Meeresstille. —

Wie die See weit und blau vor uns lag, mit kleinen weißen Schaumwellchen, die am Strande verkräuselten, mit dem Blick in die Unendlichkeit, daß man alles vergaß, die ganze Welt mit ihren Forderungen, mit ihren Geboten und Schranken.

Es war wie ein Märchen gewesen, ein Traum, aus dem ich nicht aufgeschreckt werden wollte; deshalb floh ich — trotz aller Bitten. —

Aber die Erinnerung folgte mir, und ließ mir keine Ruhe. Ich verließ die See, trieb mich Wochen lang in der Schweiz umher und in der Einsamkeit des Hochgebirges verlor sich diese Besessenheit; aber oft tauchte die Erinnerung wieder auf, bis ich endlich den kleinen Roman gestaltete, der sich zwischen uns abgespielt hatte; bis all das, was uns bewegte, in Worte gekleidet war,

fest und sicher, und nicht mehr nebelhaft schwankte und gespenstergleich mich schreckte.

Da war ich befreit, wie erlöst von einem schweren, die Stirn umspannenden Drucke; und immer neue Ereignisse traten an mich heran, bis ich vergessen lernte; und eines Tages, als ich auf eine dringende Bitte hin in den Stößen meiner Manuskripte suchte, fiel mir die kleine Geschichte in die Hände, und ohne mir viel dabei zu denken, gab ich sie fort, wie all das andere, was ich geschrieben, an dem das Leben immer das beste gethan hatte.

* * *

Der Winter war gekommen, mit seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen, daß man sich nicht mehr auf sich selbst besinnen konnte, sondern dahinlebte wie im Taumel.

Theater, Konzerte, Gesellschaften überstürzten sich; man erwachte morgens mit wirrem Kopfe, um sich abends von neuem in den Trubel zu stürzen.

Eines Abends, ganz unerwartet, als ich mich von einer plaudernden Gruppe, bei der ich lange verweilt, abwandte, sahen wir uns Aug in Auge.

Ein jähes Erschrecken auf beiden Seiten! — Ich wollte ihr die Hand reichen, aber dann kam ich nur zu einer kurzen Verbeugung; und die üblichen Höflichkeitsphrasen folgten — diese auswendig gelernten Wendungen, die nichts sagen, aber zwischen uns eine so ganz eigentümliche Klangfärbung erhielten.

Denn unsere Augen redeten miteinander, und während wir neben einander hergingen, und eben von der letzten Première plauderten, sagte sie plötzlich mit leiser, bebender Stimme, ohne auf das zu hören, was ich vorher gesagt:

— Und wir haben einmal geglaubt, uns zu lieben . .

Dann weiter nichts, während ich kein Wort der Entgegnung fand. —

Drinnen im Saale tanzte man ohne Aufhören, und wir standen in einem kleinen Nebenzimmer am Fenster, gegen das der weiße Schnee flockte.

Fortwährend ging man an uns vorbei, und als sei es etwas ganz gleichgiltiges, nur daß ihre Augen redeten und den Worten ihre eigentliche Bedeutung gaben, plauderte sie mit spöttischem Tone:

— Ich habe vor kurzem eine reizende Novelle von Ihnen gelesen, ganz reizend, eine... Badegeschichte, die mich

lebhaft an die Tage erinnert hat, die wir im vergangenen Sommer an der See verlebt. Sie erinnern sich vielleicht. Man hört das Meer darin rauschen und stürmen; und dann werden Geheimnisse darin erzählt, von denen ich geglaubt, daß nur die Wellen davon wüßten, und das alles läge begraben tief unter den Wassern! —

Sie hatte einen leichten ironischen Ton angeschlagen, den sie beibehielt, mit dem sie mich quälte, weil ich keine Waffen hatte, um ihr entgegenzutreten; weil sie mich demütigte, ohne sich doch den Anschein zu geben; bis ich es nicht mehr ertrug, und innig bat, daß sie nicht so grausam sein möge.

Da sah sie mich an, mit einem ihrer langen fragenden Blicke, und sagte langsam, traurig:

— Wenn jemand grausam gehandelt hat, waren Sie es, mein Freund; denn Sie haben mir eine thörichte, aber liebe Erinnerung zerstört. Ich hatte gemeint, daß es auch für euch Dinge gebe, über die man nicht sprechen kann, Empfindungen, an die man sich nicht wagt, um sie zu zergliedern, Stimmungen, die zu keusch sind, als daß man sie profaniere; daß es Dinge gebe, die auch dem modernen Künstler, der sich das Leben dienstbar macht,

heilig und unantastbar sein könnten. Es ist eine Täuschung gewesen . . .

— Gnädige Frau, ich bitte, ich beschwöre Sie . . .

— Lassen Sie doch, ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf. . . . Den habe ich nur mir selbst zu machen. Je skeptischer man sonst ist, um so leichtgläubiger wird man oft in anderen Dingen. Es thut mir nicht leid, daß ich vertrauensselig gewesen bin. — Ich habe in meinem Leben so wenig, an das ich mit Freude zurückdenken kann, darum thut es mir weh, daß sich nun immer ein Bedauern einschleichen wird, wie grausam mir von einst lieber Hand eine Illusion geraubt ist. —

Sie schwieg, und ich traute mich nicht zu reden, denn die Demütigung, die sie mir zu teil werden ließ, lag mehr in ihrer ganzen Haltung als in ihren Worten; eine Resignation, gepaart mit einer Gleichgiltigkeit, die fast an Blasiertheit grenzte.

Ich ließ alles ruhig über mich ergehen, denn ich hatte es verdient; hatte ja nicht bedacht, was ich that, als ich jene Niederschrift weitergab. Jetzt erst begriff ich, was für eine Bedeutung jene wenigen Tage für sie im Gegensatze zu mir besaßen. Es war zu spät. . . .

Und ich wußte, daß nichts tiefer verwundet, als eine dieser unabsichtlichen, unbewußten Kränkungen, gerade weil der andere nicht bedacht hat, daß seine Handlungsweise tief verletzen mußte.

Dagegen gab es nichts, keine Entschuldigung und keine Rechtfertigung mehr.

Der Glaube hatte sich bei ihr Bahn gebrochen, daß sie mir nur Modell gesessen habe; und ich hatte kein Mittel, um ihr eine gegenteilige Meinung beizubringen.

So gingen wir auseinander, ohne einen Händedruck, ohne ein letztes verzeihendes Wort, — und als wir uns wiedersahen, waren wir uns fremd geworden.

* * *

Und wieder wandere ich am weißen Strande von Rügen, blicke hinaus auf das ebene, stille Meer, dessen glatte Silberfläche von zwei kleinen Segelbooten und dem näherkommenden Dampfer durchfurcht wird, auf dessen Ankunft eine sich auf dem Landungssteg drängende Menge harrt.

Es hat sich alles verändert. — Ueberall munteres Leben, Lachen und Scherzen, Flanieren und Kokettieren, an dem auch ich teil nehme. — Aber heute fliehe ich

die Strandpromenade, und weit fort auf einer einsamen Düne, wohin die Musik nicht dringen kann, wo nur hie und da der Schrei einer fischenden Möwe die Stille unterbricht, werfe ich mich in den heißen Sand und warte den Sonnenuntergang ab, um alter Zeiten zu denken, und zu grübeln über dieses wunderbar, wandelbare Ding, Menschenherz geheißen.

Und ich werde traurig, wenn ich bedenke, wie die Kunst die Natur beherrscht und sich alles unterwirft, wie ein Künstler immer Künstler ist und bleibt, und erst in zweiter Linie auch ein teilnehmender Mensch ist, wie jeder andere.

Und neckisch, höhnend murmeln die strandenden Wellen beständig wie eine traurige Klage die Worte:

Nur ein Modell! . . . nur ein Modell! . . .

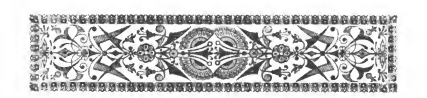
* * *

Sie hätte bedenken sollen und es wissen, daß es für einen Künstler nichts giebt, was ihm höher steht, als seine Kunst; daß er imstande ist, ihr alles zum Opfer zu bringen, alles, sein Leben und sein Glück; und sein Herzblut opfert, ohne zu zucken; daß er ohne Bedenken selbst dieses Opfer bereitet und bringt.

Droben an der Küste Schottlands wandelt sie jetzt, und ich wollte, die brausenden gischtsprühenden Wogen des Oceans sängen ihr im Sturmlied die Worte: Nur ein Künstler! ... Nur ein Künstler! — so wie die kleinen neckischen Wellen der Ostsee mich ständig verfolgen mit ihrem höhnenden Geflüster, das zugleich eine Lüge ist und doch wieder so traurig wahr: — Nur ein Modell! ... nur ein Modell! —

Schlafen — Sterben





Es war kurz nach dem Kriege, als der Gedanke oder besser diese Stimmung sich zum ersten Male bei mir einstellte; und Monate vergingen, ehe ich von diesem seltsamen Eindrucke wieder frei wurde. Dabei war ich mir zu jeder Zeit bewußt, daß der Gedanke unsinnig war, ohne daß ich es jedoch vermochte, ihn niederzukämpfen.

Zum ersten Male stieg er mir bei einem Manöver auf, ganz plötzlich.

Es war am Rande eines dichten, scharfduftenden Tannenwaldes. Ich lag mit etwa dreißig Mann an einer Chaussee, auf der, wie man vermutete, der Gegner mit seiner Hauptmacht den Angriff versuchen würde.

Hie und da krachte in der Ferne ein Schuß, manchmal hastig hintereinander ein nutzloses Knattern, Geplänkel unserer Vorposten und Patrouillen.

Zwanzig Schritte vor uns, an einer Biegung des Weges, der hier bergab ging, stand unser Doppelposten.

In aller Frühe, noch bei Dunkelheit, waren wir aufgebrochen, und den ganzen Morgen im heißen Sonnenbrande marschiert, mühevolle und anstrengende Gebirgspfade, wo wir oft Mann hinter Mann gehen mußten.

Die Leute waren totmüde.

Und die tiefe schwüle Stille des lautlosen Tannenwaldes, die brennende Sonnenglut und der schwere umnebelnde Duft der Fichten, dieser wie parfürmierte Harzgeruch des Nadelholzes . . . alles kam zusammen, um eine bleierne Schläfrigkeit zu erzeugen, die reglos in der Sonnenluft hing, die Glieder zu Tode ermattete und die Augenwimpern schwer herabzog. —

Ich hatte mich an dem kleinen moosdurchwachsenen Graben unter eine schattende Fichte gelegt und schloß die Augen. . . .

Das Schießen in der Ferne hatte aufgehört.

Eine Holztaube girrte, — dann ward es ganz still.

So lagen wir regungslos. . . .

Plötzlich wie erschreckt von dieser Stille, dieser totenhaften, beängstigenden Stille, riß ich die Augen weit auf,

jählings weit, als ob ich im Banne eines beängstigenden Traumes sei.

Es lag so schwer auf mir, daß ich krampfhaft atmete wie unter einem Alp.

Nichts rührte sich ringsum. . . .

Unter den Tannen, am Grabenrande, einige halb auf der Chaussee, die anderen tiefer zwischen den Gebüschen lagen die Leute, wie hingefallen. Die einen auf dem Bauche, daß die Sonne auf den Feldkesseln glitzerte, andere auf dem Rücken, die Kniee hochgezogen, sich auf den Tornister stützend, — wieder andere halb auf der Seite, in unbequemer unnatürlicher Stellung, als ob sie sich nicht freiwillig hingelegt hätten, sondern gestürzt waren.

Die Hände alle so schlaff, kaum daß die Finger am Gewehre lagen, die Helme abgefallen, und das alles geisterhaft reglos . . .

Ich blickte über sie hin, keiner rührte sich . . . nur ein paar Fliegen summten, und dann huschte eine Eidechse raschelnd durch das dürre Gras . . . und da war mir mit einem Male: als sei ich der einzig Lebende zwischen all diesen Daliegenden; es war, als ob nach einer Schlacht die Toten hier gesäet wären, ein erstickend beängstigender

Gedanke, ein quälendes Gefühl des Entsetzens, das sich nicht abschütteln ließ.

Als ob alles stocke, das Leben eingeschlafen sei, nicht nur hier um mich, sondern in der ganzen weiten Welt, und ich hier unter den Gefallenen allein, in diesem Tannendickicht, dessen brütende Dunstatmosphäre es mir unmöglich machte auch nur einen Finger zu rühren.

Wie gefesselt lag ich da, und meine Glieder waren so schwer, als sei mein Wille gebrochen, als stocke er auf halbem Wege.

Ich wollte die Hand bewegen; aber ich fühlte, wie die Kraft dazu nicht ausreichte, ich sah wie die Finger, die ich rühren wollte, tot im Grase liegen blieben.

So saß ich einen Augenblick, bewegungslos, von Entsetzen gepackt.

Dann mit einem energischen Ruck schüttelte ich den Zwang ab, halb richtete ich mich auf und rief ohne eigentlich zu wissen weshalb: Schmidbauer! . . Schmidbauer! . .

Endlich rührt er sich, mein Bursche, halb schläfrig, schwerfällig sich aufquälend, bis er völlig erwacht, und ich

rasch einen Befehl für ihn gefunden habe, mir die Weinflasche zu geben, die er im Brotsacke trägt.

Dann bewegen sich auch andere.

Aus der Ferne tönen wieder Schüsse, eine von mir abgesandte Patrouille kehrt mit wichtiger Meldung zurück. Auf der harten Chaussee das hastig näher kommende Geklapper eines Meldereiters, der neue Befehle bringt.

Auf! —

Mit einem Male kommt Leben in die kleine Schar, die eben noch wie ein Haufe Gefallener dalag.

Hastige Griffe nach Helm und Gewehr, ein Zurechtrücken des Tornisters mit den Schultern, flüchtiges Säubern der Uniform, dann unter leisen, aber scharfen Kommandoworten rasch und sicher geordneter Vormarsch.

Eine Viertelstunde später sind wir am Ausgange des Waldes im heftigsten Gefechte, ein wildes Geknatter, ein lebhafter Vorstoß mit Sturmlauf und Verfolgung des abziehenden Gegners unter lustigem Hurrah! — — —

* * *

Es ist Winter geworden, und ich bin nach Mitternacht auf der Wache.

Das kleine Zimmer ist behaglich, mehr als nötig

durchwärmt. Ich strecke mich auf das bequeme Sofa und lasse das Buch sinken, in dem ich gelesen habe. Ich bin damit zu Ende.

Die drei Gasflammen surren über dem Tische; im Ofen knistern und springen die Holzscheite, und jener feuchte Duft von im verbrennen begriffenem Buchenholz durchzieht das Zimmer.

Vor dem vergitterten Fenster der regelmäßig tappende Schritt des im Schnee auf- und abgehenden Postens.

Ich öffne das Fenster . . .

Alles ist weiß, der große Platz und die gegenüberliegende Kirche, wie in einen Flockenschleier gehüllt.

Ein Wagen fährt langsam vorbei, daß der frierende Schnee knirschend schreit.

Jetzt bricht der Mond durch das Gewölk, und alles erglänzt wie Silber.

Die Turmuhr schlägt langsam halb . . . halb eins.

Der Platz liegt ausgestorben, nur von der hohen Kuppel der Kirche rieselt ein feiner Streifen Schneestaub, ein wehender weißer Schleier, und verflüchtigt sich in der harten Luft.

Ich trete an den Ofen zurück.

Wie behaglich das ist, und dabei fühle ich keine Spur von Müdigkeit.

Dann gehe ich langsam in das kleine Verbindungszimmer, wo die Waschtoilette sich befindet, und öffne die Thür zum Wachlokale.

Ich habe heute gewettert, weil die Thür abscheulich quietschte. Jetzt sind die Angeln geölt und kein Laut mehr, wenn man sie öffnet.

Sonst pflegen wir immer möglichst laut durch das Vorzimmer zu gehen, säbelrasselnd, damit man weiß, es kommt jemand.

Niemand hat mich heute gehört . . .

Ich stehe in der geöffneten Thür und blickte in das um sechs Stufen tiefer liegende Wachlokal mit seinen klobigen Stützmauern, seinen weiß gestrichenen Wänden und den harten hölzernen Pritschen, auf denen jetzt die Mannschaft im Schlafe liegt.

Ich gehe die Treppe hinunter, vorsichtig.

Der Sergeant sitzt auf seinem Lederstuhl und nickt; ein Unteroffizier und zwei Einjährige mit am Tische, auf dem ein zusammengeworfenes schmutziges Spiel Karten liegt, und wo fünf Maßkrüge und das Schreibzeug ge-

rade unter der Taschenuhr stehen, die von dem Gasarm an der Nickelkette, der Tradition gemäß, herabhängt.

Im ersten Augenblicke will ich aufbrausen.

Dann gehe ich ganz in das Wachlokal hinein . . .

Eine erstickend schwüle Dunstwärme, muffig und modrig heiß, die Luft von lange zusammengepferchten Menschen.

Auf einer der Pritschen, die die ganze Wand einnimmt, liegen über ein Dutzend Leute, einer dicht neben dem anderen — wie in einer Leichenkammer! . . .

Jetzt läßt mich der aufgetauchte Gedanke nicht mehr, er wühlt und wühlt, und er wühlt wieder jene Empfindung hervor, die ich schon einmal gehabt habe.

Da liegen sie und empfinden nichts mehr.

Sie liegen da wie die Toten, steif und bewußtlos, ein Stück Fleisch ohne Geist, ohne Leben.

Da draußen ereignet sich etwas großes, gewaltiges; die Erde tobt dahin auf ihrer Bahn, alle Sterne kreisen umeinander, die Zeit stürmt weiter und weiter, und diese da wissen es nicht; wenn sie erwachen, ist die Welt eine andere, und sie haben gar nicht das Gefühl dafür. Sie sind tot.

Wie in einer Leichenkammer! — dieses weiß getünchte Gewölbe, diese qualvolle Lautlosigkeit; und der ekle Dunst umwittert mich plötzlich wie Leichengeruch, es riecht wie verwesendes Menschenfleisch. —

Da wirft sich einer herum, aufstöhnend, plötzlich — ganz laut, mitten hinein in die Stille.

Und es ist, als ob das ansteckt, denn dort murmelt einer im Schlaf und fängt an zu reden im Traum.

Da zerflattert auch die Vision, ich weiß, daß ich in keiner Totengruft bin, daß in all diesen Körpern noch Leben wohnt, daß sie nur schlafen. —

Ich werde mir mit einem Male bewußt, daß es in meiner Macht steht, mit einem Laute dieses Leben zu wecken, und im Aerger über die Pflichtvergessenheit des Sergeanten brause ich auf, daß die Leute auftaumelnd erwachen.

Ein hastiges Abwerfen der Mäntel, mit denen sie sich zugedeckt, in die sie sich tief eingewickelt haben, rasch die Helme aufgesetzt, ein blindes schlaftappendes Lärmen — dann jähe Stille, in die eine donnernde Standrede einschlägt, daß keiner zu mucksen wagt, daß der Mann vor

mir an allen Gliedern zittert, weil er weiß, was ihm wegen seiner Nachlässigkeit bevorsteht.

Und während ich noch mit den Unteroffizieren schelte, sehe ich: wie dort hinten in der Ecke, wo das Brennholz in einem Verschlage aufgestapelt liegt, ein Mann heimlich seine Stiefel anzieht, und jetzt hole ich ihn mir, und ich habe meine Freude daran, wie meine Stimme in dem Gewölbe laut wiederklingt, aller Augen auf mich gerichtet sind, und das Bild totenartiger Ruhe sich so ganz verändert hat.

Dann gehe ich wieder zu mir hinüber, zünde mir voller Zufriedenheit meine Cigarette an, und in einem Gefühle fast selbstgefälliger Genugthuung wandle ich auf und ab, und warte bis die Stunde schlägt, der Posten draußen läuten wird, und nun meinem Strafbefehle gemäß die gesamte Mannschaft trotz der Kälte vor der Wache im Schnee antreten muß zur Ablösung, der ich selbst beiwohnen werde.

* * *

Von jetzt ab verfolgte mich dieser seltsame Todesgedanke ohne Aufhören.

Einmal überaus beängstigend im Coupé, sodaß ich

wahrhaft aufatmete, als der Nachschnellzug endlich in die Station einlief, und in die unter der Decke ganz formlose Masse, die reglos stundenlang mir gegenüber gelegen hatte im Halbdämmern des verhängten Lichtes, Leben kam, und ein biederer Sachse mit dem lebenslustigsten Gesichte von der Welt sich herausschälte. —

* * *

Für eine Zeit war ich da geheilt, und alle trüben Gedanken mußten zerflattern, als ich mich gelegentlich dieser Reise verliebte.

Es war mehr als ein banales Verhältnis.

Wir liebten uns mit jener alle Schranken durchbrechenden Rücksichtslosigkeit, der man scheints nur einmal im Leben begegnet.

Jener Todesgedanke, vor dem ich mich fast gefürchtet hatte, weil es etwas krankhaftes war, eine Ueberreizung meines sonst so glücklich normalen Nervensystems, schien vergessen. Aber ganz unerwartet kam er wieder, und dieses Mal traf er mich machtloser als je.

Mitten in der Nacht erwachte ich. —

Ich habe die Gewohnheit und habe sie immer beibehalten, das Licht die Nacht durch brennen zu lassen.

Es ist mir unangenehm, wenn ich, wie meist, sehr früh aufstehen muß, im Dunkeln zu erwachen.

Es war mir völlig ungewohnt, denn ich hatte immer einen urgesunden Schlaf gehabt.

Nun war ich wach, und die blaue Ampel warf ihren fahlen Schein durch das Zimmer.

Da kam er wieder, der alte jähe Schreck, dieses Mal tiefer, wie einschneidend, weil es jemand betraf, den ich lieb hatte.

Ich beuge mich über die Schlafende, bin im Begriff sie aufzustören, weil ich mich fürchte, da sehe ich ein bleiches Gesicht, totenblaß, von bläulichem Scheine überhaucht, und ich fahre zurück voller Entsetzen.

Sie regt sich nicht, ich wage nicht ihr näher zu kommen; dann aber, während mir das Herz wild klopft, beuge ich mich über sie — und ich höre keinen Atem.

Es steigt mir in der Kehle auf; mit zitternder Fieberhand fasse ich nach ihrer Schulter, um sie zu schütteln, daß sie auffährt und mit einem Angstschrei mich anstarrt. —

Und dann, selbst noch ganz aufgeregt, habe ich Mühe, die Erschreckte zu beruhigen, die nicht begreift, was mir

ist; die sich an mich klammert, ganz in Angst, im Halbschlafe wie ein entsetztes Kind irre Fragen stellend.

Dann konnten wir nicht wieder einschlafen, lange nicht.

In der folgenden Nacht wieder, — und immer häufiger wachte ich auf, oft drei-, viermal.

Nicht eher ruhte ich, bis sie die Augen aufschlug.

Sie lag stets so ruhig, ich lauschte auf ihren Atem, aber hörte ihn nicht; ihre Brust schien sich nicht mehr zu heben, und selbst wenn ich nach ihrer Hand gegriffen hatte, und gefühlt, wie das warme Blut darin schlug — die Angst wich nicht, — und so riß ich sie denn aus dem Schlafe, nur weil ich dieses stille blasse Gesicht und diese wie für ewig geschlossenen Augen nicht sehen konnte — weil ich ihre Stimme wieder hören mußte, ihren liebkosenden Arm um meinen Hals, und ihre Lippen auf den meinen, damit ich wußte, sie lebte noch, sie war mein und ich hatte sie nicht verloren. —

Anfangs, als ich ihr das erzählte, lachte sie; und am Tage sprachen wir davon, ganz vernünftig, und ich lachte mit . . . aber in der Stille der Nacht halfen all meine guten Vorsätze nichts.

Zuweilen hatte ich den Mut zu warten, eine Viertel-

stunde lang — dann aber war es zu Ende mit meiner Kraft, und nun schüttelte ich sie auf, ohne Ueberlegung, nicht mehr sanft und behutsam, sondern fast roh, wie man einen Menschen wecken mag, wenn plötzlich Feuerruf durch das totenstille Haus gellt. —

So wurde auch sie nervös; sagte, es sei kindisch und thöricht, und lachte mich aus! — Und endlich verbat sie es sich, unmutig . . . und herbe Worte fielen, die ersten in unserer Liebe.

Und eines Tages das Wort: Ob ich denn verrückt sei? . . .

Das war ich nicht, nicht im entferntesten.

Am Tage war ich der zuverlässigste, vergnügteste und vernünftigste Mensch von der Welt, — aber ich mochte beginnen was ich wollte: über diesen einen Punkt kam ich nicht weg.

Sie wurde jetzt zornig und kehrte sich auf die andere Seite. . . . Ich solle sie gefälligst in Ruhe lassen. —

Es wurde immer unerträglicher, ich fühlte es selbst; bis sie eines Tages nach einer heftigen Scene, weil unsere Beziehungen ja nur auf Vergänglichkeit gebaut waren, ging

— und ich hatte nicht den Mut, sie zu halten, und ließ sie im Unmut gehen . . .

Eine falsche Scheu hielt mich ab, einmal mit unserem Doktor zu reden, und ihn zu fragen, was eigentlich mit mir sein könnte. —

Monate vergingen. — Manch hübsches Kind kam mir in den Weg; aber ich wich ihnen allen aus, ich wollte mich und sie nicht quälen; denn ich war noch immer nicht darüber hinausgekommen.

Endlich aber ward eine Stimmung doch mächtiger, und ich fing wieder einen kleinen Roman an.

Es ging ganz gut. Ich hatte mir die Furcht nur eingebildet . . . Keine Spur mehr, — bis eines Nachts. . . .

Ich wache auf; noch halb im Traume schleicht sich der Gedanke langsam, kriechend an mich heran. . . . Ich suche mich zu wehren. Ich ducke und winde mich, als könne ich ihm so entgehen, denn das Angstgefühl steigt auf.

Aber da stocke ich, bin völlig wach und lausche. . . .

Und plötzlich eine jubelnde Freude: das Kind nebue mir schnarcht . . . schnarcht lustig und laut mitten hinein in die tiefe nächtliche Stille, als wolle sie mir den überzeugungsvollen Beweis geben, daß sie keineswegs gewillt

war, die lachende Sonne nicht mehr zu sehn, und die hohen Berge, auf die wir bei meinem nächsten Urlaub klettern wollen, und die grünen Wiesen und Büsche vor der Stadt, wo wir geschwärmt haben von ewiger Liebe und Treue.

Ich hatte immer gedacht, es müsse ganz gräßlich sein, wenn ein junges, hübsches Mädchen schnarche . . .

Und nun schnarchte meine kleine Frau, eine ganze Tonleiter hinauf und hinunter; und diese sonst schrecklichen Töne klangen mir sehr lieblich.

Ich hörte ihnen zu mit wahrem Genuß, mit einem zufriedenen Lächeln, als sei mir das größte Glück zuteil geworden.

Und dann konnte ich mich nicht mehr halten, mußte sie wecken, heraus aus dem gesundesten Schlafe, um ihr zu sagen, was für ein rettender Engel sie sei, wovon sie gar keine Ahnung haben konnte.

Wie sie erschrak! . . . Aber als sie sah, daß ich lachte, lachte sie mit; und dann erzählte ich ihr, und es war eine unsinnige Lustigkeit, daß wir uns allen Schlaf verscheuchten, ganz wie früher, nur jetzt in Freude und Jubel. —

So gewöhnte ich mir den Gedanken an diese seltsame Todesfurcht ab, und er kam nie wieder . . . niemals.

Wenn ich je einmal erwachte, lauschte ich andächtig diesen etwas seltsamen Tönen des Lebens.

Und nur zu oft konnte ich es nicht lassen, sie aus ihrem Kinderschlummer zu wecken; ganz wie früher, — nur geschah es jetzt ohne sonderlich nennenswerten Grund. . . .



Inhalt

Eduard Aly

Wolkenkuckucksheimer Dekamerone

Geh. M. 5.—; geb. M. 6.50.

„Allgemeine Zeitung (München)“ schreibt: — Vor etwa zwei Jahren fiel mir aus dem Liebeskindschen Verlag ein Lustspiel in drei Akten: „Liebe will keine Meisterin!“ von Eduard Aly — einem ganz neuen Dichter — in die Hand, welches einen so guten Eindruck in mir hinterließ, daß ich es noch nicht vergessen habe. Es stellt Michel Angelo in seinem hohen Alter und im Verhältnis zur Vittoria Colonna dar, und zwar ist die menschliche Größe der beiden herrlichen Menschen mit soviel Wahrheit und Plastik gezeichnet, daß sie sich unsrer Phantasie einprägt, auch wenn man das Stück nur einmal gelesen hat. Im übrigen mag ja das Lustspiel seine Schwächen haben, die ihm vielleicht bis heute den Weg zu den Bühnen verschlossen haben, denn es wurde, soviel ich weiß, nicht aufgeführt. Die angenehme Erinnerung an dieses Stück war es denn auch, die mich veranlaßte, Alys neues Buch, den „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone“, zu lesen. Der neue Eindruck stimmt zu dem alten, den ich von der Persönlichkeit dieses Dichters bewahrt habe. Er gehört zu den vielen und nicht den geringsten Persönlichkeiten, welche im Konflikt zwischen dem Geschmack der Zeit und ihrer reicheren Bildung stehen. Mit den „Modernen“ kann er nicht gehen; er teilt weder ihren Haß alles Historischen, noch ihren Kultus der Wirklichkeit. Er bekennt sich als Romantiker; er schwärmt für Italien und für die großen Vergangenheiten der Menschen; ein Fortschritt ohne kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte erscheint ihm unmöglich; er sehnt sich leidenschaftlich nach Schönheit; eine Kunst ohne Liebe ist ihm undenkbar. „Was die meisten Menschen am Kunstwerk als Natur aussprechen, ist nichts anderes, als die Meisterschaft des Künstlers, ohne Kunst.“ Das ist das Bekenntnis aller jener in

unsrer Zeit, die sich nicht von den Schlagworten der flüchtigen Moden in der Litteratur und Kunst beirren lassen, und insofern wird Aly gewiß viele Sympathien finden. In seinem „Wolkenkuckucksheimer Dekamerone“ versucht er nun eine humoristische Auseinandersetzung mit seiner Zeit, der die Schönheit abhanden gekommen ist. Ob er aber auch mit der Zeit, in der sich sein Humor äußert, ebensoviele Sympathien wie mit seiner Theorie finden wird, erscheint mir zweifelhaft. Sein Humor äußert sich nämlich in altmodischer Art. Es sind Plaudereien vom Hundertsten ins Tausendste; Aly spricht einmal von den Beinkleidern der Radlerinnen, ein andermal vom Hochmut der Adeligen, dann von der Eitelkeit der Kleinstädter, er flicht Landschaftsbilder und lyrische (übrigens sehr schöne) Gedichte und Stimmungsbilder aus Italien ein, kleine Novellen, autobiographische Bekenntnisse seiner humoristischen Gestalten, eines selbstironischen Malers, eines äußerlich grobianischen, in Wahrheit aber gemütvollen Revierförsters u. dergl. m. Das Ganze spielt in „Alltagsstadt“, in „Normalheim“, der Dichter selbst ist aus Wolkenkuckucksheim — kurz, man erkennt sofort den humoristisch sein sollenden Stil der Romantiker, der heute noch seinen (allerdings auch echt humoristischen) Vertreter in Wilhelm Raabe hat. Aly ist vielleicht gerade mit dieser gewiß bemußten Nachahmung der Romantiker — wozu noch der wieder neu betonte Gegensatz von Künstler und Philister kommt — „moderner“, als er gedacht haben mag, denn die solange durch den Naturalismus gefesselte Subjektivität macht sich zur Zeit in Nachahmungen des romantischen Stils gern Luft. Trotzdem kann man dieser Manier doch nicht mehr Geschmack abgewinnen, was uns aber nicht abhalten soll, die dichterische Begabung Alys warm anzuerkennen und ihr nur noch zu wünschen, daß sie den anfänglich eingeschlagenen Weg objektiver Gestaltung und Schönheit fortschreite. Denn nur auf diesem Wege liegt die rechte Kunst. M. N-r.

Druck von Gottfr. Pätz, Naumburg a. S.



